Abriß

—der—

Geschichte der Mennoniten.

Erster Teil:

Die Geschichte ihrer Vorfahren bis zum Beginn des Täufertums im 16. Jahrhundert.

Bearbeitet von

C. H. Wedel,

Professor an Bethel-College, einer mennonitischen Bildungs-Anstalt.

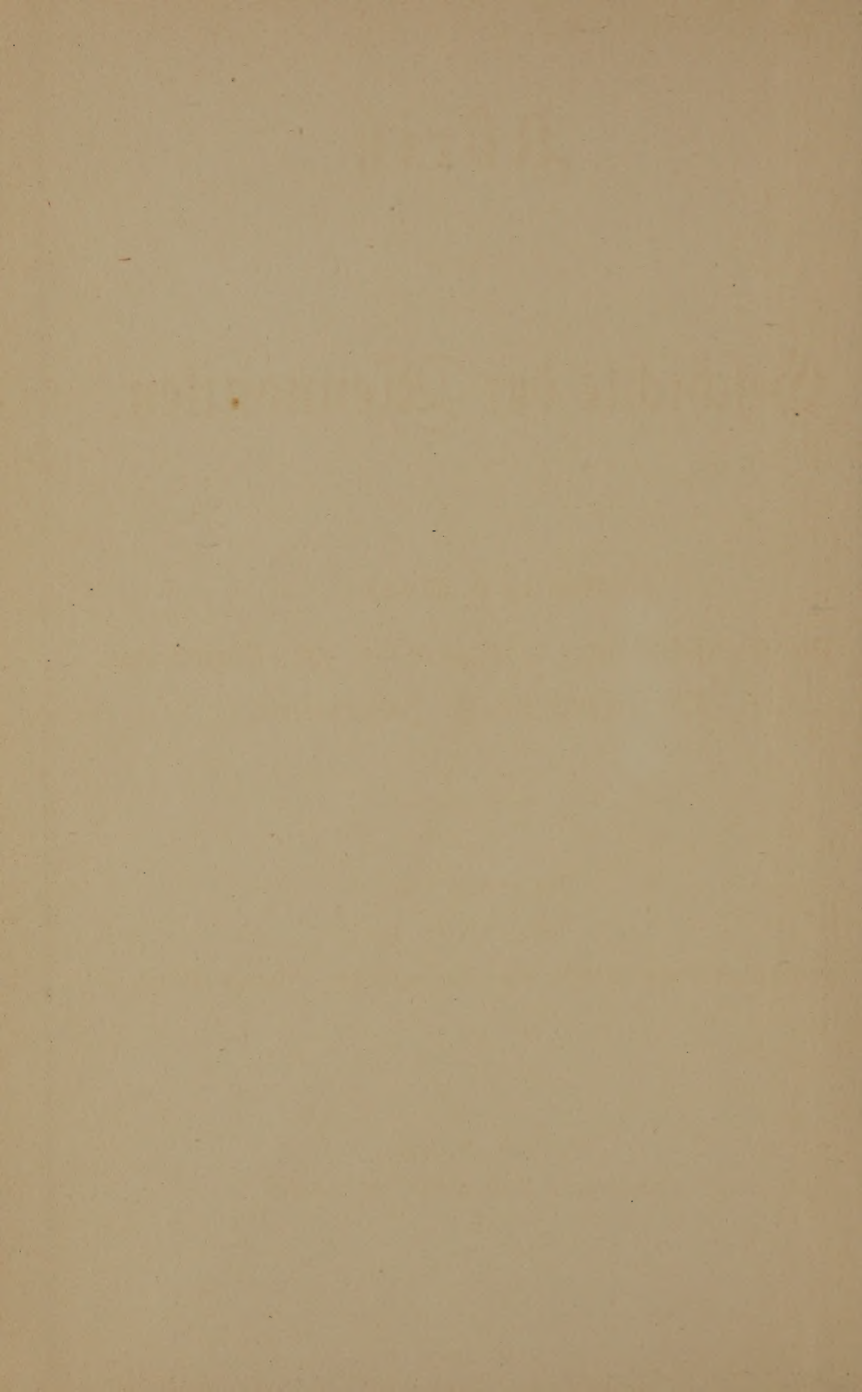
Newton, Kansas,

Schulverlag von Bethel-College,

1900.







Abriß

—der—

Geschichte der Mennoniten.

Erster Teil:

Die Geschichte ihrer Vorfahren bis zum Beginn des Täufertums im 16. Jahrhundert.

Bearbeitet von

C. H. Wedel,

Professor an Bethel-College, einer mennonitischen Bildungs-Anstalt.

Newton, Kansas,

Schulverlag von Bethel-College,

1900.

A. Wiebusch & Son Prtg. Co., St. Louis, Mo.

Begleitwort.

Vorliegende Arbeit hat ihren ersten Zweck darin, mir bei meinem Unterricht in der mennonitischen Geschichte als Leitfaden zu dienen. Somit betrachte ich das hier Gebotene als eine Art Einführung in das geschichtliche Material, mit welchem jemand zunächst bekannt werden sollte, der sich über die Herkunft, den kirchengeschichtlichen Standpunkt und die Entwickelung unserer Gemeinschaft orientieren möchte. Beim Unterricht wird mich der Gebrauch dieses Leitfadens in den Stand setzen, die Quellen selbst heranzuziehen und sie öfter reden zu lassen als das bisher geschehen konnte. Daneben erlaube ich mir freilich zu hoffen, daß auch weitere Kreise in unserer Gemeinschaft das Werkchen wertvoll finden werden, obschon ich es nur als so einen Notbehelf betrachten muß, — und daß der Herr der Kirche seinen Segen darauf legen kann, so daß es zur tiefern Würdigung des Standpunktes, den das Gemeinde-Christentum vertritt, das Seinige beitrage. Die Darstellung folgt wissenschaftlichen Quellen, einigen natürlich bis zum Wortlaut, wie den verdienstvollen Werken Dr. Kellers, die ja für die Kenntnis der Vorgeschichte der Mennoniten einfach g r u n d l e g e n d sind. Neben den allgemein bekannten und gebrauchten Kirchengeschichten wie die von Bischof, Schuman, Kurtz, Hagenbach, Neander, Tischhauser, denen ich mehr oder weniger gefolgt bin, nenne ich als spezielle Quellen dieses Abrisses folgende, welche ich demjenigen empfehlen möchte, der sich für weiteres Studium auf diesem Gebiet interessiert:

Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie.
" Von der ersten Liebe.
Calwer Theologisches Lexikon.
Doellinger, Sektengeschichte des Mittelalters.
Fischer, Kirchengeschichte.
Harnack, Lehre der zwölf Apostel.
" Dogmengeschichte.
Keller, Die Reformation, u. s. w.
" Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen.
" Johann Staupitz.
Paulus, Die Kirche und ihre Zukunft.
Paret, Priscillianus.
Rauschenbusch, Die Entstehung der Kindertaufe.
Ulhorn, Kämpfe und Siege in der germanischen Welt.
Tileman v. Bracht, Märtyrerspiegel.
Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß.
Vedder, Geschichte der Baptisten.
Zezschwitz, Der Katechismus der Waldenser.

Einleitung.

1.

Mennoniten heißen gegenwärtig in der Geschichte diejenigen Christen, welche in Menno Simons, † 1559, einem holländischen Reformator, einen ihrer bedeutendsten Lehrer verehren, weil er die besonderen Erkenntnispunkte derjenigen protestantischen Richtung, der er sich anschloß, in einer Reihe von Schriften darstellte, welche eine so weite Verbreitung fanden, daß er als der Hauptführer seiner Gesinnungsgenossen erschien und ihnen sein Name als Bezeichnung ihrer kirchlichen Eigentümlichkeit gegeben wurde. Der Hauptzug der Mennoniten ist das Bestreben, das ursprüngliche apostolische Christentum darzustellen und Christi Anordnungen nicht nur auf das Privatleben, sondern auch auf das Gemeindeleben zu beziehen. Darum betonen die Mennoniten das Gemeinde-Christentum und forderten von jeher eine völlige Trennung von Kirche und Staat. Von den andern protestantischen Kirchen und Gemeinschaften unterscheiden sie weiter ihre Sonderlehren von der Taufe der Erwachsenen auf ein persönliches Glaubensbekenntnis; ihre Verweigerung des Eidschwurs und des Kriegsdienstes und der nur relativen Bedeutung äußerer Glaubensbekenntnisse.

2.

Der Zusammenhang der Mennoniten mit der Allgemeinen Kirche ergibt sich aus den Beziehungen ihrer Vorfahren zur Urkirche. Die Traditionen und geschichtlichen Überlieferungen derselben beanspruchen für sie einen ununterbrochenen Zusammenhang mit den apostolischen Gemeinden durch die Jahrhunderte, ein Anspruch, welcher seitens der zuverlässigsten Geschichtsforschung eher für wahrscheinlich

gehalten als verneint wird. Manche Historiker halten ihn für erwiesen. Zunächst sind die Mennoniten nicht mit Menno Simons auf dem Boden der Kirche entstanden, sondern bildeten im 16. Jahrhundert einen Zweig der sogenannten „Täufer", deren Entwicklung durch blutige Gewaltmaßregeln der Obrigkeit lahm gelegt wurde. Die Täufer selbst nannten sich einfach „Christen", in der Schweiz auch „Altevangelische Gemeinden." Die Täufer haben ihren Boden im sogenannten „Waldensertum" des Mittelalters und dieses hängt durch eine Reihe von ihm eng verwandten Richtungen mit der Urkirche zusammen. So mannigfach dieselben auch in vielen Auffassungen von einander abweichen, so findet sich bei ihnen im Grunde doch so viel Gemeinsames in allen Hauptpunkten der Erkenntnis und der kirchlichen Einrichtung, daß ihr Zusammenhang sehr natürlich erscheint. Die Mennoniten und ihre Vorfahren betrachteten sich als berechtigt zu einer selbstständigen Richtung in der Kirche, weil sie eine Reihe von wesentlichen Stücken der apostolischen Kirche festhielten, welche sie bei Rom und den andern Protestanten nicht fanden. Die Lehre haben sie nicht ausgebildet, daß in dem andern, allgemeinen Teil der Kirche niemand selig werden könne. Sie haben die Andersdenkenden nicht verdammt. Aber sie waren der Überzeugung, daß der Heilsweg und Heiligungsweg in ihrem eigenen Gemeinschaftsrahmen leichter zu finden und zu gehen sei als unter der Leitung Roms oder der protestantischen Staatskirche. Von der biblischen Richtigkeit ihrer Sonderlehren waren sie im allgemeinen so fest überzeugt, daß sie dafür große Opfer brachten. Tausende aus ihren Reihen sind dafür freudig in den Tod gegangen.

3.

Die kirchlichen Einrichtungen der Mennoniten und ihrer Vorfahren erweisen sie als eine Richtung, welche eine besondere Grundgestalt der Kirche ausprägt. Eine Sekte darf

man sie nicht heißen. Dazu zeigen sie zu viele Züge apostolischen Christentums. Wohl hat es auch bei ihnen Zeiten der Verkümmerung gegeben, aber auch immer wieder Perioden der Verjüngung und Erneuerung des ursprünglichen Bestandes. Man kann sie mit Recht die **Gemeindekirche** heißen im Unterschied von der römischen Priesterkirche und den protestantischen Staatskirchen. In diesen wurde der Staat eine so wesentliche Stütze des kirchlichen Systems, daß die Polizei ein ebenso wichtiger Träger des kirchlichen Bestandes sein mußte, als die eigentlichen Diener der Kirche, ja die kirchlichen Linien verschwammen mit dem bürgerlichen Lebensrahmen und die heiligen Handlungen und kirchlichen Riten wurden zu staatlichen Funktionen. Die Gemeindekirche erstrebte und behauptete trotz blutiger Verfolgungen Unabhängigkeit vom Staate. Ihre Beamten und Diener waren nicht zugleich auch Staatsbeamte. Sie lehrten von jeher, daß die bürgerliche Obrigkeit nicht berufen sei, den Christen Glaubensbekenntnisse vorzuschreiben, am allerwenigsten sie mit Gewalt zu zwingen, gegen ihre Überzeugung Dogmen zu bejahen. Um sogenannte dogmatische Systeme war es ihnen überhaupt nicht zu thun. Vielmehr betonten sie das eifrige Studium der heiligen Schrift und die entschiedene Nachfolge Christi, namentlich im Dienst mildthätiger Liebe. Sie wollten darum nur diejenigen als wahre Christen ansehen, welche aus innerer Überzeugung der Gemeinde sich angeschlossen hatten und sich nicht bloß äußerlich dem kirchlichen Lebensrahmen fügten. Aus dieser ihrer Betonung des persönlichen Christentums ergeben sich naturgemäß ihre Eigentümlichkeiten.

4.

In der geschichtlichen Darstellung der Entwicklung der Gemeindekirche bis zu den Mennoniten unserer Zeit handeln wir zuerst von dem Gemeinde-Christentum der ersten Jahr-

hunderte, sodann von der Entwicklung der allgemeinen Kirche zur Bischofskirche im 3. Jahrhundert uud zur Staatskirche im 4., auf dessen Boden die römische Kirche mit dem Papsttum heranwuchs, sodann davon, wie dieser hochkirchlichen Strömung Proteste einzelner entgegen traten und kleinere und größere Gemeindebildungen ein gesondertes Kirchenwesen anstrebten in der Art einer Rückkehr zu den apostolischen Einrichtungen oder einer Verjüngung derselben. Im Waldensertum schuf sich diese neben der Massenkirche sich hinziehende Richtung den vollendetsten Ausdruck ihrer Ideen und Begriffe von dem, was wahres Christentum sein sollte. An die Geschichte der Waldenser schließt sich dann diejenige der Täufer und Mennoniten an in ihren mannigfachen Verzweigungen.

5.

Es zerfällt somit die Geschichte der Mennoniten und ihrer Vorfahren in vier Perioden oder Abteilungen: 1. Die Geschichte der von der Bischofs- und Staatskirche abweichenden Richtungen bis zum Auftreten der Waldenser im 12. Jahrhundert; 2. Die Geschichte der Waldenser vom 12. bis 16. Jahrhundert; 3. Das Täufertum des 16. Jahrhunderts und 4. Die Mennoniten vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit.

I. Das Gemeindeleben der apostolischen Zeit.

6.

Am ersten Pfingstfest des neuen Bundes trat die christliche Kirche in die Geschichte ein, — als die durch die Ausgießung des heiligen Geistes mit göttlichen Lebenskräften wunderbar ausgestattete Gemeinschaft derjenigen, welche in Christus den von den Propheten verheißenen Erlöser und Heiland verehrten und ihm als ihrem nunmehrigen Herrn und Meister nachfolgen wollten. Christus war also das Haupt der Kirche und sein Versöhnungswerk ihre Lebensquelle. Die Kräfte desselben eignete der heilige Geist seinen Jüngern an und befähigte sie so, Christo als ihrem Vorbild immer ähnlicher zu werden und ihm entgegen zu reifen. Mit jedem einzelnen Glied der Kirche trat der heilige Geist in unmittelbare Verbindung durch innere Erleuchtung seines Geistesvermögens und mittelbar durch das Wort der Predigt und der Lehre durch die Apostel. Ebenso wurden jedem besondere Segnungen und Versicherungen ewiger Heilskräfte in den von Christus eingesetzten heiligen Handlungen oder Stiftungen zu teil — in Taufe und Abendmahl. Die Kirche erwuchs somit zu einem Organismus eigenster Art, der sich von der alttestamentlichen Theokratie wesentlich unterschied. Losgelöst von dessen nationalen Beschränkungen sollte die Kirche in freiem, universalem Wachstum einem jeden nahe treten und ihn zu sich heran und in sich hereinziehen, um ihn zu Christus zu führen und für ihn etwas werden zu lassen. Jedes Glied der Kirche war eben ein lebendiger Teil des Ganzen, der in sich wachsen und nach innen und außen wirken sollte. Darum hieß die Kirche ein Haus, erbaut von lebendigen Steinen; darum hießen die Christen „Heilige

und Geliebte Gottes", weil sie in sich und um sich die Gesinnungen Christi zur Herrschaft bringen sollten.

Eingehende Betrachtung der in den neutestamentlichen Schriften uns erhaltenen Berichte über den Zustand und die Entwicklung der Urkirche zeigt uns, daß sie ihr Leben nach innen und ihre Erscheinungsform nach außen in bestimmten Einrichtungen ausprägte. In den Reden des Herrn finden wir hierüber nur Grundsätze und einige wenige Hauptlinien, jedenfalls aber sind das die Hauptpunkte, an welche er das Heil der Menschen gebunden wissen wollte. Die einzelnen Züge der Organisation der Kirche sollten sich jedenfalls aus denselben in freier Weise entwickeln dürfen. Wir sehen, wie das in der apostolischen Zeit vor sich ging. Wir finden in derselben eine gewisse Verfassung der Gemeinden, gottesdienstliche Versammlungen, bestimmte Lehren und Erkenntnispunkte und ein entsprechendes Verhalten im sittlichen Leben. Ebenso zeigt uns die Geschichte, wie die Kirche von der sie umgebenden Welt angesehen und behandelt wurde und unter welchen Umständen sie ihre hohe Aufgabe zu lösen hatte.

7.

Die Verfassung der ersten Gemeinden war eine sehr einfache, und erst allmählich kam es zu weiteren und festen Einrichtungen im Anschluß an die vorhandenen und neu auftretenden Bedürfnisse. Die Kirche entwickelte sich ja nach geschichtlichen Gesetzen, und da mehrten sich die Einzelheiten der kirchlichen Versorgung, jemehr sie in die ihr zugewiesene Arbeit hineinwuchs. Anfänglich trugen die Apostel für das ganze innere und äußere Leben der Gemeinde Sorge. Sie waren Lehrer, Seelsorger, sogar die Verwalter der Armenkasse. Neben ihnen entstand das Amt der D i a k o n e n als das erste **Gemeindeamt.** Die Diakonen wurden durch die Wahl aus der Reihe der Gemeindeglieder gewonnen. Als das zweite Gemeindeamt

finden wir bald die Ältesten oder Bischöfe. Die betreffenden Schriftstellen zeigen, daß auch diese mit Zuziehung der Gemeinde eingesetzt wurden. Beide Namen bezeichnen dieselben Personen, der erstere, Presbyter (Älteste), dem jüdischen, der zweite Episkopos (Bischof), dem griechischen Sprachgebrauch entnommen. Jede Gemeinde hatte ein Kollegium von Ältesten oder Bischöfen. Ihre Aufgabe war die Leitung und Beaufsichtigung der Gemeinde. Zudem erscheinen sie auch als Seelsorger, so daß nicht geringe Forderungen an sie gestellt werden. Die Verwaltung des Lehramtes war zunächst nicht ihre Sache. Sonst treffen wir noch Diakonissen, und gern scheint der jüngere Teil der Gemeinde äußere Dienstleistungen übernommen zu haben. Verschieden von diesen Gemeindeämtern, welche jede einzelne Gemeinde selbstständig machten, — waren die **kirchlichen Aemter,** d. h. diejenigen, welche der ganzen Kirche angehörten und den einzelnen Gemeinden nur zeitweilig dienten. Dazu gehört züerst das Amt der Apostel, und dann das der Propheten, Hirten und Lehrer. Es kam auch vor, daß jemand beides war, Prophet und Lehrer, oder Hirte und Lehrer. Am freiesten dastehend, allen Gemeinden dienend, waren die Apostel. Mehr seßhaft, längere Zeit an einer und derselben Gemeinde arbeitend, erscheinen die Propheten und Lehrer. Aber auch diese waren oft Wanderprediger, wie die Apostel. Man denke an Apollo. Am seßhaftesten erscheinen die Lehrer. Schon früh wird die Wichtigkeit ihres Amtes betont und ein ungesundes Drängen nach demselben gerügt. Wo die Ältesten auch das Lehramt zu bekleiden hatten, hießen auch sie Hirten und hatten als solche Anspruch auf materielle Unterstützung, worauf das Gemeindeamt sonst nicht angewiesen wird. Wer seine Stellung für äußeren Gewinn mißbrauchte, übte Betrug. Paulus redet von falschen Aposteln. Die Gemeinden hatten also

die Pflicht, Apostel, Propheten und Lehrer zu prüfen und anzuerkennen und die falschen abzuweisen. Es zeigt sich, daß die Benennung „Apostel“ sich nicht nur auf die zwölfe bezog, sondern daß dieses Amt fortleben sollte. Zur Ausbreitung des Evangeliums bestand noch das Amt der Evangelisten, welches oft wohl von einem Apostel oder Lehrer versehen wurde. Man sieht, daß die amtlichen Bezeichnungen keine strengen Grenzen ziehen, und daß der kirchliche Bestand der Urkirche weniger von festen Formen als von lebendigen Persönlichkeiten getragen wird.

8.

Die gottesdienstliche Erbauung der Gemeinde ist ebenfalls nicht als ein fertiges System von den Aposteln eingerichtet worden, sondern erst allmählig zu einer reicheren Ausstattung gekommen. In Jerusalem schloß sich die Gemeinde dem Tempelkultus an; in der Diaspora blieb man in Verbindung mit der Synagoge, so lange es ging. Neben der Beteiligung am väterlichen Heiligtum, hielt die Gemeinde in Jerusalem aber auch ihre engern Versammlungen in Privathäusern ab und auch in Rom, Korinth, Kolossä u. s. w. finden sich die kleinen Hausgemeinden neben den größern Zusammenkünften. In den engern Versammlungen kam mehr das innere Gemeindeleben zum Ausdruck, so die Feier des Abendmahls und besondere Gebetsübungen. Zu den öffentlichen hatten auch Juden und Heiden Zutritt. Die wesentlichen Bestandteile derselben waren Psalmengesang, Vorlesung der alttestamentlichen Schriften, bald auch der neutestamentlichen, Erklärungen darüber und Gebete. Die Leitung der Erbauung lag in den Händen der Ältesten und Lehrer. Neben ihnen kamen aber auch die Gaben der Brüder reichlich zur Verwendung, sogar Frauen weissagten. Die eigentliche Verkündigung der Heilsbotschaft an Christi Statt übten die Gemeindeglieder freilich nicht, sondern die Apostel, Pro-

pheten und Lehrer. Was die andern sagten, mögen weitere Ausführungen und Anwendungen ihrer Vorträge gewesen sein. Ein besonders reiches Geistesleben entfaltete sich in Korinth. Dem dort sich besonders breit machenden allgemeinen Priestertum betont freilich Paulus auch sehr entschieden das spezielle. Bei aller Freiheit der Bewegung soll doch auch der Ordnungspunkt nicht übersehen werden. Sehr häufig, ja in der ersten Zeit täglich, feierte man das heilige **Abendmahl** zum Gedächtnis an den Tod des Erlösers und als Zeichen der Gemeinschaft der Seinen mit ihm und untereinander. Einzelheiten über diese Feier finden wir im neuen Testament nicht angegeben. In Korinth finden wir ein Liebesmahl damit verbunden, eine Praxis, die bald allgemein geworden zu sein scheint. Es legt von dem einigenden Geiste des Christentums ein beredtes Zeugnis ab, gegenüber der heidnischen Zertrennung. Neben Taufe und Abendmahl finden wir den Ritus der **Handauflegung**, wodurch Diakonen, Presbyter, Apostel u. s. w. zu ihrem Amt geweiht wurden. Neben der Erbauung der Gemeinde in den gottesdienstlichen Zusammenkünften zeigt sich uns aber auch ein reicher brüderlicher und seelsorgerlicher Verkehr der einzelnen untereinander. Und dazu kam das reiche häusliche Leben mit seinen Hausandachten und praktischen Übungen christlicher Tugenden. Aus den Versammlungen trug man die gewonnene Erkenntnis ins Berufsleben hinein und vertiefte sie und befestigte sie im täglichen Privatchristentum, so daß kirchliche, häusliche und persönliche Frömmigkeit Hand in Hand gingen.

9.

Das Wachstum der Kirche vollzog sich nach den vom Herrn in seinem letzten Reichsbefehl niedergelegten Linien. Jesu Jünger, in erster Linie die Apostel, dann aber auch andere, warben mit der Verkündigung der Heilsbotschaft

neue Anhänger. Ja, im allgemeinen Sinn war ein jeder Christ auch ein Missionar. Den persönlichen Anschluß an Christo und die Kirche bezeichnete bei einem jeden die **Taufe.** Im Rahmen der Gemeinde sollte sich sein geistliches Leben weiter entfalten. Hier soll ihn gelehrt werden alles, was der Herr seinen Nachfolgern befohlen hat. Die Täuflinge können nur Erwachsene gewesen sein. Die Taufe verlangte ja persönliches Heilsverlangen und persönliche Selbstbestimmung für Christi Nachfolge. Die im Schooße der Gemeinde heranwachsende Jugend wurde durch christlichen Unterricht dem persönlichen Anschluß an den Herrn und seine Gemeinde entgegengeführt. Bei vielen von ihnen, ja wohl den meisten, wurde die Taufe zu einem gewissen Abschlußpunkt eines sich von Kindheit auf vollziehenden innern Wachstums. Daß die Kindertaufe kein Stück apostolischer Praxis gewesen sein kann, wird ja von vielen Historikern ohne weiteres eingeräumt. „Schon die allgemeine Betonung der persönlichen Bestimmung für die Taufe schließt sie aus“ (Harnack). Die Ausschließlichkeit der Untertauchung läßt sich nicht beweisen. Die Getauften sollten als Brüder und Schwestern in der Gemeinde viel Liebe und Ernst erfahren. Fiel jemand in alte Sünden zurück oder ließ sich sonst verführen, so wurde er ermahnt und schließlich ausgeschlossen. Er konnte aber nach erfolgter Reue wieder aufgenommen werden. Die Gemeinden müssen in ihren Versammlungen viel zu verhandeln gehabt, die Lehrer und Ältesten viel zu besprechen, zu belehren, zu ermahnen, viel zu tragen gehabt haben. Es galt ja, einen ganz neuen Lebensboden zu schaffen, einen neuen Rahmen der Sitte zu bilden und vor so vielen gefährlichen Dingen sich zu hüten. Aber Gottes Geist wohnte in den Gemeinden und bildete aus ihnen heilige Genossenschaften, deren gottgeweihter Wandel alle für das Edle und Gute Empfängliche anzog. Den **Zusammenhang der Gemeinden** unter-

einander vermittelten die Apostel und die reisenden Propheten und Lehrer. Bald auch ihre Briefe. Von rechtsmäßigen Vereinigungen in der Art geschlossener Korporationen findet sich keine Spur, obschon dergleichen damals sehr üblich war. Die wichtige Frage nach der Verpflichtung der Heidenchristen gegen das mosaische Ceremonialgesetz wurde auf einer besonderen Versammlung der Apostel und der Gemeinde zu Jerusalem und Gesandten der Gemeinde zu Antiochien erledigt. In den apostolischen Schreiben findet sich davon aber wenig Erwähnung. Jedenfalls bildete der Beschluß ein Stück der apostolischen Heilsbotschaft und Lehre, an welche festzuhalten die Gemeinden ermahnt werden. Im ganzen bildete die Kirche einen Organismus, der demjenigen einer Familie sehr ähnlich war. Neugestiftete Gemeinden blieben mit den alten in pietätsvoller Verbindung, und die ausgesandten Apostel erstatteten an die letzteren Bericht und beweisen, daß sie sich diesen gegenüber betreffs ihrer Wirksamkeit verantwortlich wissen.

10.

Als besondere Züge des apostolischen Gemeindelebens merken wir uns: 1. Die Gemeinde war der Träger des gesamten kirchlichen Bestandes. Die Gemeinde riefen die Apostel zusammen, wenn es sich um irgend einen weitern Entwicklungspunkt handelte; neue Offenbarungen der Propheten und Lehrer werden der Gemeinde mitgeteilt; an die Gemeinden sind die apostolischen Sendschreiben gerichtet. Deshalb gründeten die Apostel jede neue Gemeinde als eine selbstständige Körperschaft mit der Befugnis der Selbstverwaltung und Vollziehung aller kirchlichen Stiftungen. Die Übung der heiligen Handlungen bildete kein Stück apostolischer Würde; Evangelisten und Privatchristen taufen; freilich nicht ohne ein ordnungsmäßiges Einverständnis mit den Aposteln. 2. Die Verschiedenheit der Gemeinden untereinnader muß auffallen. Welche Differenzen bestanden

zwischen der Gemeinde in Jerusalem und denen in Tessalonich, Korinth und Rom! Nationale Linien, Sitten, Gebräuche, Lebensweise bleiben bestehen, wo sie dem Christenthum kein Hemmnis sind. 3. Es weht ein besonderer Geist der Freiheit durch diese Gemeinden. Philippus, ein Diakon, predigt den Samaritern und tauft; Privatchristen stiften die Gemeinde zu Antiochien ohne amtlichen Auftrag und ohne daß die Apostel es unrichtig finden, daß man so gleichsam über sie hinausgeht. Die Gemeinde zu Antiochien fängt die Heidenmission im großen Stil an, ohne die Apostel zu Rat zu ziehen. Und doch bleiben sie in ihrer Autorität bestehen und wissen ihre Aufsicht über die Kirche anzubringen. Es soll eben ein jeder Christ die ihm verliehenen Gaben zu verwerten Gelegenheit finden, somit sind die amtlichen Linien sehr weit gezogen. 4. Bei aller Freiheit finden wir trotzdem Festigkeit und Ordnung. Man bleibt bei der Apostel Lehre, kennt ein besonderes kirchliches Amt, kommt zu bestimmten Beschlüssen, sondert sich von streitsüchtigen, unlautern Elementen. 5. Der irdische Beruf wird in den Dienst des Herrn gestellt. Die geistlichen Arbeiter werden unterstützt, Armen und Kranken wird gedient, fernen Gemeinden wird Unterstützung gesandt. Systematisch sammelt man Gelder für kirchliche Zwecke und verwaltet sie in besonnener Weise. Gegenseitige Hilfeleistung ist also ein besonderer Zug der ersten Gemeinden. 6. Unter der Anleitung der Apostel werden Lehrer und weitere kirchliche Arbeiter heran gebildet. Paulus hatte an 25 Gehilfen, welche teils reisend, teils seßhaft der Kirche dienten. Er nennt Frauen unter seinen Mitarbeitern. Ganze Familien traten in den Dienst des Reiches Gottes, so Aquila und Priscilla und das Haus des Stephanus in Korinth. 7. Überall ist Raum für weiteres Wachstum in Erkenntnis und Tüchtigkeit. Es soll gelesen, geforscht, geprüft werden; verschiedene Ansichten

dürfen laut werden; doch wird die bloße Wortklauberei abgewiesen. In den Missionspredigten werden die Hauptpunkte der Heilserkenntnis dargeboten, erst später kommen Abhandlungen wie der Epheser- und Kolosserbrief. Immer aber kommt man auf den Mittelpunkt des gesamten religiösen Lebens zurück — das ist das Verhältnis jedes einzelnen zu Christus. Des Herrn Wort ist die höchste Autorität und seine Nachfolge die eigentliche Aufgabe der Seinen.

11.

Das sittliche Leben der apostolischen Gemeinden legte ein kräftiges Zeugnis ab von der inneren Veränderung, welche mit jedem einzelnen durch seinen Anschluß an Christus vorgegangen war. Wie ganz anders gestaltete sich ihr Thun und Lassen als bei den Heiden! Hier lebte man dem Genuß, dem Schein, der Lüge, suchte nur sich und seinen Ruhm, wußte nichts von Mitleid mit Unglücklichen, — bildete also eine Welt ohne Liebe. Die Christen fanden ihr höchstes Gut in der Gemeinschaft mit Christus. Ihn zu erkennen, zu lieben, ihm treu zu dienen war ihr großer Lebenszweck. Darum konnten sie nicht anders als ihren Brüdern dienen und auf jeden segensreich einwirken, mit dem sie in Berührung kamen. Ihre Gaben gehörten dem Herrn und seiner Gemeinde. In ihm wurden sie alle eins und suchten so die trennenden Linien abzuschwächen, welche ja auch bei ihnen bestanden. Ob arm oder reich, frei oder gebunden (als Sklave), talentvoll oder wenig begabt, — in der Liebe zu Christus fand man das Band der Einheit. In der Gemeinde stand man sich als Brüder gegenüber, ob jemand seinem Stande nach ein Stadtrentmeister oder Tagelöhner war. Ja, auf dem sozialen Gebiet errang das Christentum seine schönsten Siege. Die Sklaverei konnte sich in christlichen Kreisen nicht halten. Das Christentum brachte die Aner-

kennung der göttlichen Würde des Menschen überall zu Geltung. Frauen und Kinder, Arme und Kranke wurden Gegenstand zarter Rücksicht. Das christliche Familienleben schuf in dem Hause eine Stätte des Friedens. Dem stillen, allem weltlichen Treiben abgewendeten Berufsleben gelten viele Ermahnungen der Apostel. Das Christentum zeigt sich aber nicht nur in Erbauungsstunden, sondern auch in fleißiger Arbeit; sind doch Apostel gelegentlich Handwerker. Heidnische Feste werden gemieden, weil sie so mannigfache Gefahren bringen. Unredliche Geschäfte werden aufgegeben; Streitigkeiten auch über äußerliche Dinge sollen in der Gemeinde geschlichtet werden. Das irdische Leben ist ja ein Weilen in der Fremde, da läßt sich auch ein Verlust unschwer ertragen. Der Kern des Christentums, nämlich die Erfahrung der Liebe Gottes am eigenen Herzen, drückte sich in der Art im äußern Leben aus, daß dieses nach allen Seiten hin eine neue Gestalt bekam. So fließend auch die Glaubensvorstellungen waren, auf dem Gebiete des sittlichen Lebens findet sich eine umfassende Uniformität. Des Apostels Wort ist so bezeichnend: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.“

12.

Das äußerliche Ergehen der Kirche entsprach dem ihres Stifters und Hauptes. Die Zeit der Volksgunst gegen die Gemeinde in Jerusalem war kurz. Dann begannen die Angriffe auf dieselbe in steigender Schärfe. Das Synhedrium wollte das Gewissen der Apostel beherrschen und so wurde deren Verweigerung des Gehorsams ein Kampf um Glaubens- und Gewissensfreiheit. Auch in den heidnischen Ländern stachelten die Juden die Bevölkerung gegen die Christen auf. In den meisten Fällen wurden diese aus den Synagogen gewiesen und dann verlästert und verfolgt. Bei den Juden galten sie für Verächter und

Feinde des alttestamentlichen Kultus; den Heiden erschienen sie als eine überaus abgeschmackte jüdische Sekte. Somit gestaltete sich die Christenverfolgung anscheinend zu einem Dienst der guten Sitte und öffentlichen Ruhe, — auch ein Meisterzug der Bosheit. Es war für die Christen nicht leicht, sich in so einen dornenvollen Lebensweg zu finden, erwartete doch der Jude den Lohn der Frömmigkeit schon hier auf Erden. Zu den ersten Erkenntnispunkten, welche die Apostel den neugestifteten Gemeinden einprägten, gehörte denn auch der Hinweis auf Jesu Wort: „Ihr müsset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen.“ Ja, Petrus schrieb: „Zum Leiden seid ihr berufen,“ und Jakobus handelt ausführlich von dem Segen der Anfechtung. Die Neronische Verfolgung der römischen Gemeinde war wohl nur ein Ausbruch wilder Grausamkeit des kaiserlichen Wüstlings, zeigte aber der Kirche, was sie von der römischen Weltmacht zu erwarten hatte. In ausführlicher Darstellung schilderte dies sodann die Offenbarung Johannes. Sie bezeichnete den Entwicklungsgang der Kirche als einen Leidensweg, voll Blut und Thränen. Nachdem dann nach der Zerstörung Jerusalems die Christen als eine von den Juden wesentlich verschiedene Genossenschaft erkannt wurden, traf sie ein doppelter Haß, indem sie noch schlimmer als die Juden erschienen, und für den Auswurf der Menschheit erklärt wurden. In stiller Gelassenheit gingen die Christen ihren Weg im Bewußtsein davon, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert seien, welche an ihnen sollte offenbart werden.

II. Richtige und unrichtige Weiterbildungen im zweiten Jahrhundert.

13.

In der Verfassung der Gemeinden finden wir im zweiten Jahrhundert zunächst dieselben Einrichtungen wie in der apostolischen Zeit. Ein recht anschauliches Bild davon gewährt die **„Didache", „die Lehre der zwölf Apostel"**, dieses älteste Handbuch kirchlicher Unterweisung und Ordnung. Nach den hier gegebenen Lehrsätzen hatte man in weiten Kreisen der Kirche um diese Zeit noch die Geistes- und Gemeindeämter. Die Apostel dienten allen Gemeinden in der Art von Wanderpredigern, welche sich an den einzelnen Orten nur wenige Tage aufhielten. Mehr seßhaft waren die Propheten und Lehrer, die aber auch von Gemeinde zu Gemeinde gingen. Das ständige Gemeindeamt lag bei den Ältesten und Diakonen. Die beiden letzten Ämter gingen durch freie Wahl aus der Gemeinde hervor. Aber auch die Apostel, Propheten und Lehrer bedurften zu ihrer Amtsführung die Anerkennung und Bestätigung der Gemeinde. Bei ihnen hatten letztere also weniger ihren Beruf zu finden, als vielmehr denselben zu bejahen. Es finden sich aber auch sehr bestimmte Warnungen gegen falsche Apostel und Propheten und Hinweise auf diejenigen Merkmale, woran die echten von den falschen zu unterscheiden seien. Ebenso zeigt sich ein Verfall des Lehramtes, indem immer weniger Männer von sich selbst aus diesen Beruf ergriffen. Somit werden die Gemeinden ermahnt, bei der Wahl der Ältesten nach solchen Männern zu sehen, welche auch befähigt sind zu lehren. Am längsten scheint sich das eigentliche Lehramt in der ägyptischen Kirche erhalten zu haben. Hier und in Nordafrika sammelte man um diese Zeit schon in sonntäglichen Kollekten Geld für den Unterhalt der Diener am Wort und die Armenpflege. In der Lehre

zeigt die „Didache" engen Anschluß an die praktischen Ermahnungen der Apostel. Den Weg des Lebens geht man im ernsten, selbstverleugnungsvollen Streben nach der Ähnlichkeit Christi. Daher stehen die Sittengebote im Vordergrund. Wie in der apostolischen Zeit, so erscheinen auch hier die **„Herrenworte"** von abschließender Bedeutung. Die Gemeinschaft untereinander gründet sich also auf den Bund jedes einzelnen mit Christus. Die Gemeinde ist der Träger aller kirchlichen Rechte. Sie übt die Kirchenzucht. In besonderem Ansehen stehen die älteren Brüder. Der familienartige Bestand der Gemeinde ist also noch erhalten.

14.

Der Gottesdienst erhielt manche Bereicherung, zunächst im Anschluß an vorhandene Bedürfnisse. Neben Gebet und Psalmengesang und dem Vorlesen von alttestamentlichen Abschnitten wurde das Lesen und Betrachten der Evangelienschriften allgemein eingeführt. Die Vorträge hielten die Diener am Wort, neben ihnen auch begabte Brüder. Letztere wohl mehr in Privatstunden. Die Apagen fielen weg und das **Abendmahl** wurde nicht mehr abends gefeiert, sondern morgens im Anschluß an den allgemeinen Erbauungs-Gottesdienst. Justinus bemerkt, daß beim Abendmahl der Vorsteher die Gaben, Brot und Wein, mit Gebet und Segen weiht und dann durch die Diakonen zu den einzelnen Gemeindegliedern hintragen läßt, sogar zu den Kranken daheim und den Gefangenen im Kerker. Man genoß es in sehr einfältiger Weise, nahm sogar von dem Brot heim und reichte es hier den Kindern. So in Nordafrika. Bei der Abendmahlsfeier waren nur Gemeindeglieder anwesend, was der Kirche die Verleumdung eintrug, als bilde sie einen Geheimbund. Das Abendmahl weihte bei den Christen alle Lebensverhältnisse. Die Verlobten nahmen es vor der Einsegnung ihrer Ehe und an den Gedächtnißtagen der Märtyrer genoß man es als Symbol der Gemeinschaft mit den Abgeschiedenen.

Der **Taufe** ging eine längere Unterweisung voraus und die „Didache" scheint so eine Art Leitfaden beim Unterricht gewesen zu sein. Namentlich gebildete Heiden wollten ihre philosophischen Einwürfe gegen das Christentum widerlegt haben und so stellte das Amt eines katechetischen Lehrers bedeutende Ansprüche an Bildung. Ostern wurde eine beliebte Taufzeit, obwohl man daraus kein Gesetz machte. Über die **Taufform** sagt die „Didache": „Taufet auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes in fließendem Wasser. Wenn Du fließendes Wasser nicht hast, so taufe in anderem Wasser; wenn es unthunlich ist in kaltem, so nimm warmes. Wenn Du aber beides nicht hast, so gieße aus auf das Haupt dreimal Wasser im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

In hohem Ansehen stand das **Fasten**. Besonders vor der Taufe sollte es geübt werden, später von allen Christen, besonders am Mittwoch und Freitag. Vor Ostern fastete man 40 Tage und berief sich dabei auf apostolische Anordnungen. Im Ganzen findet sich im sogenannten „nachapostolischen Zeitalter", von 100 bis 170, ein gesundes Streben nach einer lebenskräftigen, allseitigen Aneignung und Vertiefung apostolischer Lehren und Grundsätze. Ihre, den Gemeinden übergebenen Überlieferungen und Schriften und die gottgeweihten Diener der Kirche bilden die Säulen des kirchlichen Bestandes. Durch den heiligen Wandel der Lehrer, Bischöfe und Ältesten wird das Christentum in besonderer Weise nach außen hin empfohlen und durch ihre Schreiben und Reisen wird der Zusammenhang der Gemeinden nach innen gefördert.

15.

Anzeichen eines beginnenden Verfalls der Kirche traten zuerst auf dem Gebiet der praktischen Frömmigkeit auf. Man legte den äußerlichen Übungen einen zu hohen Wert

bei. Schon in den Schriften der sogenannten „apostolischen Väter“ heißt es, daß die Almosen ein Lösegeld für die Sünden seien und die Handarbeit verdienstlich bei Gott sei und daß durch die äußere Taufe die Sünden abgewaschen würden. Insbesondere werden die Fasten und das Entsagen von äußerem Besitz als einzigartige Mittel der Heiligung hingestellt. Dazu kam dann bald auch manche Trübung der ursprünglichen Gemeindeeinrichtungen. Das Amt der Apostel erlosch langsam. Es fanden sich immer weniger solche, welche sich in Beobachtung der vom Herrn Matth. 10 gegebenen Vorschriften dem entsagungsvollen Wanderleben weihen wollten. Statt dessen bürgerte sich die Idee ein, daß ein Teil dieser Forderung, nämlich der Verzicht auf Besitz, von solchen Christen ausgeführt werden könne, welche als Mönche von dem gottgewollten Einfluß seiner Bekenner nach außen hin abstanden. Um aber die Befugnisse und Rechte des Apostolats zu retten, übertrug man dieselben auf die Gemeindeämter. Ebenso geriet das Amt der Propheten und Lehrer immer allgemeiner in Verfall und das Gemeindeamt suchte es zu ersetzen. Hier aber vollzog sich nun eine bedenkliche Scheidung desselben. Um einen gewissen Rest von dem Unterschied zwischen den kirchlichen- und Gemeindeämtern festzuhalten, trennte man das Ältestenkollegium in zwei Teile und erkannte demjenigen, der den Vorsitz führte, eine besondere Würde zu, als ob die erlöschenden Ämter nur auf ihn übergingen. Er allein erhielt den Titel „Bischof“, während die andern nur „Älteste“ hießen. Wohl waren sie längere Zeit noch alle befugt, neben dem Lehramt auch die heiligen Handlungen, Taufe und Abendmahl, zu verwalten, aber in kurzer Zeit bürgerte sich die Ansicht ein, daß der Älteste hiezu die Erlaubnis des Bischofs bedürfe. Damit entstand die dann fortwuchernde Rangordnung unter den Dienern am Wort, indem sich die kirchlichen Be-

fugnisse auf einen konzentrierten, dem die andern einfach untergeordnet waren. Nichts gegen den Bischof zu thun, wurde bald ein Stück Frömmigkeit. Dem Bischof zu gehorchen wie Christus, ist schon eine Mahnung des Ignatius. Das allgemeine Priestertum des Christen trat zurück und machte einem Amtsbegriff Raum, welcher die Zerstörung der apostolischen Gemeindekirche anbahnte.

III. Die Bischofskirche des dritten Jahrhunderts.

16.

Im dritten Jahrhundert vollendete sich die Bildung des Episkopats. Immer allgemeiner wurde dem vorsitzenden Ältesten eine spezielle Würde zuerkannt, so daß er mit dem Titel „**Bischof**" die alleinige Berechtigung verband, Taufe und Abendmahl zu verwalten und die Kirchenzucht zu üben. Er wurde der Träger der sogenannten Schlüsselgewalt. Nicht sowohl die Gemeinde entschied mehr über die Aufnahme der Gefallenen, sondern der Bischof. Ihn sah man ferner als den Träger der reinen Lehre an, und so maß man manche Ansichten weniger an der heiligen Schrift als an dem Erkenntnisgrad des Bischofs. In vielen Gemeinden vollzog sich diese Entwicklung nicht ohne Aufregung. Es heißt auch, der Bischof habe die Befugnisse der Presbyter an sich gerissen. Im allgemeinen jedoch fand man so eine Ordnung des Vorstandes für angebracht, weil sie sich im Kampf mit den Irrtümern als passend erwies. Älteste und Diakonen bildeten nun einen niedern Grad der Geistlichkeit, und sie samt dem Bischof sonderten sich von dem andern Teil der Gemeinde, hießen sich den Klerus und die andern Laien. In den Kirchen saß der Bischof auf einem erhöhten Sitz, vor ihm, etwas niedriger, die Ältesten, Diakonen, Lektoren, und vor diesen die Gemeinde. Ein Gitter trennte Klerus und Laien. Die Grundlinien einer solchen Gliederung fand man im Alten Testament. Wie sich aber in der Einzelgemeinde so eine Über- und Unterordnung vollzog, so auch in dem Verhältnis der Gemeinden zu einander. Die Landgemeinden gerieten zum

Bischof der Stadtgemeinden in ein abhängiges Verhältnis. Ebenso gelangte der Bischof der Hauptstadt zu einer besondern Würde, indem er auf den Synoden den Vorsitz führte. Damit bildeten sich Kirchenkörper mit abgestuften Rechten und Würden, in denen der Schwerpunkt kirchlicher Entscheidungen nicht mehr bei den Gemeinden lag, sondern bei den Bischöfen, welche sich mehr und mehr weniger mit den Gemeinden berieten, als nur unter sich noch verhandelten. Diese **Synodalverfassung** war eine Nachbildung der politischen Einrichtungen. Die Kirche bildete eine dem Weltreich entnommene Verfassung heraus und öffnete damit auf kirchlichem Gebiete menschlichen Leidenschaften einen weiten Spielraum. Wenn auch in vielen Fällen geistgesalbte Bischöfe ihre Stellung zum Segen der Kirche verwerteten, so mußten doch die Folgen des unrichtigen Systems da klar zu Tage treten, wo sich menschlicher Ehrgeiz und Parteisinn gutgemeinten Plänen beigesellte und kirchlichen Verhandlungen den Charakter unedler Zwiste gab.

17.

Die Bischofskirche des dritten Jahrhunderts bereitete mitten unter den Verfolgungen jene kirchliche Organisation vor, welche später die Entstehung des Papsttums möglich machte. Sowie der Bischof der Provinz einen besondern Rang erhielt, so nahmen die Bischöfe derjenigen Gemeinden eine besondere Bedeutung in Anspruch oder wurden damit bekleidet, welche längere Zeit Stätten der apostolischen Wirksamkeit gewesen waren, weil sie im Besitz der reinen apostolischen Überlieferung sein wollten oder sollten. Die Bischöfe von Ephesus, Antiochien, besonders aber Rom, ragten in dieser Hinsicht vor den anderen hervor. Schon im zweiten Jahrhundert meinte der römische Bischof berufen zu sein, den andern Gemeinden Vorschriften zu geben. Ja, Bischof Viktor schloß die kleinasiatischen Ge=

meinden sogar von der Abendmahlsgemeinschaft aus, weil sie sich seiner Ansicht nicht fügen wollten. Diese Anmaßung wurde ihm nun wohl von andern scharf kritisiert, aber trotzdem nährten die meisten Bischöfe eine besondere Ehrfurcht gegen den Bischof von Rom. Der Irrtum in der bischöflichen Verfassung der Einzelgemeinde wirkte sich aus in dem Streben nach einer persönlichen Spitze der Gesamtkirche. Am eingehendsten hat **Cyprian** † 258 in seinem Buch über die Einheit der Kirche die bischöfliche Würde verteidigt. Aus seiner früheren juristischen Praxis nahm er eine Reihe von römischen Rechtsgrundsätzen in die Kirche herüber und hat dann wesentlich dazu beigetragen, daß sie als ein Rechtsinstitut organisiert wurde. Er machte keinen Unterschied zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Kirche, sondern setzte das gesamte Wesen derselben in ihre äußere Erscheinung. Dann lehrte er: „Außer der Kirche ist kein Heil. Wer Gott will zum Vater haben, der muß die Kirche zur Mutter haben.“ Die Kirche hat ihren Mittelpunkt im Bischof. Ein Zweifel an seiner Würde erschien ihm als ein Angriff auf das Haupt der Kirche selbst. „Wer den Bischof nicht anerkennt, gehört nicht zur Kirche.“ Dem römischen Bischof räumte er den Vorzug vor allen andern ein, weil er als Nachfolger Petri das Haupt der Kirche sei. Zu ihm sollen die andern Bischöfe eine solche Stellung einnehmen, wie die Apostel zu Petrus standen. Daß es dann zu keiner Rangordnung kommen konnte, scheint er nicht gesehen zu haben. Er selbst blieb seiner Theorie nicht konsequent, indem er andrerseits geltend machte, daß die Hauptfragen der Kirche durch die gemeinsamen Beschlüsse der Bischöfe entschieden werden sollten. In dem sogenannten Ketzerstreit trat er sogar dem römischen Bischof Stephanus scharf entgegen. Dieser aber wußte die andern bedeutendsten Bischöfe für seine Ansicht zu gewinnen. Somit schlos-

sen sie Cyprian aus der Kirchengemeinschaft aus und zwangen ihn damit zum Nachgeben. Eine solche Maßregel, nämlich ganzen Gemeinden samt ihren Bischöfen die kirchliche Gemeinschaft zu versagen, wenn sie einen von der Majorität für richtig erklärten Erkenntnispunkt nicht annehmen wollten, über den aber fromme Männer verschieden denken konnten, wurde allgemein gebilligt, — ein Beweis, wie dürftig es schon damals um das Verständnis der Gewissensfreiheit unter sonst geförderten Christen bestellt war.

18.

Der Gottesdienst erhielt in den Ruhepausen dieser Periode wesentliche Bereicherung an Riten und würdevollen Akten. Das allgemeine Priestertum trat zurück und die Würde des sogenannten Klerus nahm zu. Das Amt der Propheten und Lehrer war auf den Bischof übergegangen oder äußerte sich nur noch bescheiden in kleinen Hausgemeinden. Der Gottesdienst zerfiel nunmehr in zwei Teile; der erste für die Heiden und Taufbewerber, der zweite für die eigentlichen Gemeindeglieder bestimmt. Der erste umfaßte Schriftvorlesung und Predigt, der zweite — Gemeindegebet, Bruderkuß und die Feier des heiligen **Abendmahls.** Weil Brot und Wein als Opfergaben der Gemeinde durch das Gebet geweiht wurden (Eucharistie), so bildete sich die Idee vom Abendmahl als einer Opferhandlung, welche Ansicht später in grobe Irrtümer ausartete. Nicht nur Ernst, sondern eiserne Strenge zeigte man in der **Kirchenzucht**. Sie umfaßte vier Stadien, deren Verlauf Jahre nehmen konnte. Vor den Kirchenthüren stehend, mußten die Ausgeschlossenen die Gemeindeglieder um Vergebung anflehen, bis sie in die Vorhalle kommen, die Predigt anhören und so langsam wieder in den Schooß der Gemeinde aufgenommen werden konnten. Daß man mit den Taufkandidaten

vorsichtig war, war jedenfalls entsprechend, unapostolisch muß aber die Ausstattung des **Taufritus** mit Teufelaustreibung, Salbung mit Öl u. s. w. erscheinen. Richtig war es aber doch wohl, daß erst die jungen Glieder in manche tiefere Lehren der Kirche eingeführt wurden. Erst sie empfingen die genaueren Erklärungen der heiligen Handlungen. Ihnen erst übergab man das kurze Glaubensbekenntnis der Kirche als ein Bundeszeichen aller Christen untereinander. Neben der Erwachsenen-Taufe kam aber jetzt die **Kindertaufe** auf. Origenes † 254 ist der erste von den Kirchenvätern, der sie verteidigte. Sie paßte zu seinen philosophischen Ideen, nach welchen der Mensch schon in einer vorzeitlichen Existenz gesündigt haben sollte. Von diesen Sünden sollte ihn die Taufe reinigen. Mit der neuen Taufpraxis wurde aber auch die Kirchenzucht laxer. Nicht mehr die Gesamtgemeinde sah man als eine reine und heilige Kirche an, sondern nur einen Teil derselben, — den Klerus. Man fing an, die Gemeinde mit der Arche Noä zu vergleichen, in der reine und unreine Tiere Aufnahme gefunden hatten. Überhaupt entfernte man sich in mancher Hinsicht von den einfachen Worten der heiligen Schrift und entwickelte die christliche Erkenntnis zu sehr in der Art philosophischer Systeme, so daß die einzelnen Stücke der Heilswahrheit nach philosophischen Begriffen zu einem geschlossenen Bau zusammen gearbeitet wurden. Es zeigen somit die Weiterbildungen apostolischer Lehren und Einrichtungen eine Mischung von richtigen und unrichtigen Zügen bis zur Karikatur des ursprünglichen Bestandes.

19.

Das einfache Gemeindechristentum der apostolischen Zeit wurde durch eine solche Entwicklung der Dinge wesentlich verändert. Damals stand fest, wo Christus ist, da ist die

Kirche, und er ist da, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen. Er offenbart sich in jeder Versammlung. Nicht das äußere Amt an sich scheidet den Diener am Wort von den andern, sondern seine spezielle Berufung und Begabung, Geistesfülle und Tüchtigkeit, welche sich die Gemeinde dienstbar macht. Von einer rechtlichen Verfassung ist keine Rede. In der Ausbildung derselben und dem Anwachsen von äußern Ceremonien beim Gottesdienst muß man daher eine Abirrung der Kirche von den apostolischen Einrichtungen erblicken. Man überschätzte das Äußere, das Sichtbare, baute mehr auf Formen, Ordnungen und Würden als auf die Macht des Geistes Gottes, welche ja sonst in der Kirche so wirksam war. Das geistige Reich Christi wurde mehr ein nur sichtbares. Äußere Feierlichkeiten beim Gottesdienst mit Umzügen, Gewändern und Liturgien erschienen bald bedeutnngsvoller als die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Mit Fastengeboten kam man zu einem äußern System von Leistungen, welche eine gesetzliche Frömmigkeit schufen. Mit dem Verfassungsbau der Kirche genügte man dem Streben des Menschen nach äußerer, greifbarer Sicherheit seiner religiösen Güter. Die Bischöfe wurden die Hüter der reinen Lehre. Da war der einzelne der Mühe der Forschung überhoben. Der **Bischof** war der Träger der kirchlichen Segnungen. Ohne ihn gab es eigentlich keinen Gottesdienst, keine Taufhandlung, kein Abendmahl. Er galt als die entscheidende Autorität in allen Lehrfragen. Da konnte die Gemeinde von keinem betrügerischen Wanderprediger mehr ausgebeutet werden; denn neben dem Bischof konnte kein Prophet oder Lehrer mehr aufkommen. Cyprian beanspruchte sogar die Verwaltung der Armengelder. Somit war das gesamte kirchliche Leben an den Bischof gebunden. Eine eigentliche Gemeinschaft der Gläubigen gab es kaum mehr; denn eine Gemeinde war nur noch da vorhanden, wo Bischof und

Presbyter nicht fehlten. Ja, der Glaube an Christus wurde getrübt, weil die Gemeinschaft mit ihm an äußere Ordnungen und Mittel geknüpft war. Mit Christus hatte man nur Gemeinschaft in Verbindung mit der äußern Kirche. Damit sank das Bewußtsein von dem allgemeinen Priestertum der Christen, und die Auffassung der Kirche als eine Rechtsgemeinschaft bürgerte sich immer allgemeiner ein und bahnte den Weg zu einer monarchischen Organisation derselben, wodurch sie dem Weltreich ähnlich werden und zu einem solchen schließlich sich gestalten konnte.

20.

Proteste gegen eine solche Entwicklung der Kirche finden wir natürlich bei einzelnen und ganzen Richtungen. Unter letzteren sind die Montanisten und Novatianer die bedeutendsten. Der **Montanismus** war nicht nur eine Blüte des schwärmerisch erregten Gefühlslebens der phrygischen Gemeinden, sondern eine Verurteilung der laxen Kirchenzucht, welche sich schon im zweiten Jahrhundert in manchen Kreisen einbürgerte, und der unbiblischen Betonung der bischöflichen Würde. Die Montanisten leugneten die Schlüsselgewalt des Bischofs und erklärten die Gemeinde für den Träger der kirchlichen Rechte. In ihr walte und wehe der Geist Gottes und könne sich daher auch ferner aus ihrer Mitte Propheten und Lehrer berufen, welche neben dem Bischof einen Wirkungskreis finden sollten. Schade nur, daß ihr unbiblischer Rigorismus ihre gesunden Erkenntnispunkte so sehr überschattete. Tertullian schloß sich ihnen später an und reinigte ihr Lehrsystem von manchen Auswüchsen. Sehr entschieden trat er gegen Kindertaufe, Eidschwur und die Beteiligung der Christen am Krieg auf. Und auch im allgemeinen Teil der Kirche zeugte man gegen die wachsenden Machtbefugnisse der Bischöfe. Als der römische Bischof Victor 190 die kleinasiatischen Gemeinden wegen Verschieden-

heit in der Osterfeier von der Kirchengemeinschaft ausschloß, da trat Irenäus gegen ihn auf und sagte, er dürfe nicht ganze Gemeinden Gottes von der Gemeinschaft trennen, bloß weil sie eine von den Vätern ererbte Sitte beobachteten, welche die andern nicht übten. In Karthago und Rom aber kam es um 250 zu förmlichen Kirchenspaltungen, indem in beiden Gemeinden ein Teil sich von den andern lossagte, um sich allein zu bauen als eine selbstständige Richtung, in welcher der Bischof nicht eine monarchische Stellung zur Gemeinde einnehmen, und entschiedene Kirchenzucht geübt werden solle. In Karthago stand ein Presbyter **Novatus**, in Rom **Novatian** an der Spitze dieser Bewegung. In Karthago kämpfte man gegen die bischöflichen Anmaßungen Cyprians, in Rom gegen die laxe Kirchenzucht. Cyprian beanspruchte sogar die Verwaltung der Armengelder und verstieg sich zu der Behauptung, daß Christum antaste, wer den Bischof angreift. In Rom vertrat der Bischof Cornelius die Ansicht, daß die Kirche der Acker sei, auf dem Weizen und Unkraut ruhig fortwuchern dürfe. Gegen solche hochkirchlichen und laxen Grundsätze protestierten Novatus und Novatianus mit ihren Anhängern. Sie wurden von den andern exkommuniziert. Die Geschichte dieser ersten bedeutenden Kirchenspaltung ist uns leider von ihren Gegnern überliefert und daß diese keine sachgemäße Darstellung geliefert haben, wird heute allgemein eingeräumt. Cyprian beschuldigt den Novatus der haarsträubendsten Greuel; Cornelius meint, den Novatian habe der Teufel zum Glauben geführt, und in einem ähnlichen, maßlos gereizten Ton fahren die zeitgenössischen Historiker fort. Die erhaltenen Schriften des Novatianus erweisen ihn aber als einen begabten, trefflich geschulten und charakterfesten Mann. Seine und seiner Anhänger sittliche Strenge warb ihnen überall Genossen. Man nannte sie die Reinen, „katharoi.“ In der Geschichte

des Schismas ist also gekränkter bischöflicher Ehrgeiz und blinde Parteileidenschaft sattsam zu Wort gekommen. Die Novatianer bezogen die Reinheit und Heiligkeit der Kirche nicht auf dieselbe als Anstalt sowohl als vielmehr auf die einzelnen Glieder. Daher meinten sie einem Abgefallenen nicht mehr die Aufnahme in die Gemeinde gewähren zu können, sondern sie müßten ihn der Barmherzigkeit Gottes überlassen. Ihre Gemeinden fanden sich in Rom, Nordafrika, Ägypten, Konstantinopel und Kleinasien. Schon im 4. Jahrhundert wurden sie staatlich verfolgt. Sie erhielten sich unter ihrem Namen bis ins 7. Jahrhundert.

21.

Das sittliche Leben der Christen war auch in diesem Jahrhundert im großen und ganzen ein Erweis der in den wahren Gliedern der Kirche wohnenden geheimnißvollen Gotteskraft, welche sie bis dahin als ein Reich nicht von dieser Welt offenbart hatte. Viele von den erwähnten Irrtümern waren eben erst in bloßen Lehrsätzen, Theorien und äußern Formen vorhanden. Sie hatten sich erst einzubürgern und auszuwirken. Ihr Unheil trat erst in ihren Konsequenzen zutage. Bei irrigen Ansichten über die äußern Verfassungslinien der Kirche waren eben doch viele Bischöfe und große Scharen von Christen aufrichtige Jünger ihres Meisters, die ihm nachfolgten in einem heiligen Wandel. Mit Recht konnten Apologeten wie Tertullian u. a. auf diesen Lebensbeweis des Christentums hinweisen und ihn davon zeugen lassen, daß durch den lebendigen Glauben an Christum, das persönliche, gesellschaftliche Familien- und staatliche Leben aufs vorteilhafteste umgewandelt werde. Die Heiden lebten dem Genuß und der Eitelkeit, die Christen machten ihren Lebenstag wertvoll durch ihren Dienst an den Armen, Kranken und Gefangenen. Ihre Frauen erschienen durch ihre Übung christ-

licher Liebe denkenden Heiden wie räthselhafte Erscheinungen. „Was für Frauen haben doch diese Christen!" ruft der heidnische Rhetor Libanius aus. Daß sie sich von ihrer heidnischen Umgebung sehr absonderten, war ja natürlich. Wie konnten sie anders. Sitte und Gesittung der Heiden befand sich ja in einem höchst zerrütteten Zustande, voller Gefahren für jeden. Und was man auf dem Gebiet der Philosophie produzierte, waren Phrasen. Das Christentum zeigte seine höhere Lebenskraft auch da, wo seine Anhänger es nur mangelhaft zu bekennen vermochten. Die Heiden ahnten, in ihm liege ein Reichtum, den die Christen selbst noch nicht vollständig besäßen. Darum ihre fanatische Wut gegen sie, besonders in den beiden letzten Verfolgungen. Zu Tausenden ließen sich da die Christen für ihren Glauben martern und zum Tode bringen. Die Namenchristen freilich fielen ab und auch viele sonst es treu meinenden Jünger waren der Prüfung nicht gewachsen. Die Kirche hat auch den Sieg über das Heidentum errungen trotz der Schwachheit ihrer Bekenner. Einem solchen lückenlosen Bau, an dem nichts zu tadeln wäre, wo jeder äußerlich zur Gemeinde gehörende Christ einem lebendigen Stein gleich gewesen wäre, wie das nach der herausgebildeten Ansicht von der Einheit der sichtbaren Kirche mit der unsichtbaren hätte der Fall sein müssen, ist die Kirche auch in den Perioden nicht ähnlich gewesen, wo ihr weltüberwindender Glaube seine höchsten Triumphe feierte. Daß die Kirche nicht untergehen wird, dessen ist sich eben auch nur der Glaube sicher — und der ist eine Erfassung des Unsichtbaren. Auch die apostolische und altkatholische Kirche hatte ihren innersten Bestand in der geheimnisvollen Geistesgemeinschaft jedes einzelnen Christen mit Christus, welcher seine Gnade jedem Heilshungrigen mitteilte. Der reiche Lebensgehalt der unsichtbaren Kirche entkräftete zunächst die Irrtümer der sichtbaren.

IV. Die Reichskirche.

22.

Durch Konstantin d. Gr. wurde die Kirche zur Reichskirche erhoben. Sein Edikt von Mailand i. J. 313 gewährte den Christen Duldung. Es sollte jedem freigestellt sein, sein Herz derjenigen Religion zuzuwenden, welche er selbst für die geeignetste hielt. Im. J. 323 erhob er dann das Christentum zur Staatsreligion. Als Verehrer des Kreuzes hatte er die Alleinherrschaft errungen; nun setzte er die bis dahin gehaßte und verfolgte Religion an die Stelle der heidnischen. Es war ein großartiger Wechsel in der Geschichte, als so die Götter Roms und Griechenlands dahin sanken und die Kirche unter dem Sonnenschein kaiserlicher Gunst diejenigen Privilegien erhielt, welche die heidnische Staatsreligion getragen hatte. Das römische Reich stand unter einem christlichen Kaiser! Er kümmerte sich nun um die Lage und die Fragen der Kirche, ordnete Beratungen an, nahm von denselben Einsicht, hieß sie gut, — sorgte vor allem dafür, daß ihr der volle Schutz einer staatlichen Institution zuteil wurde. Nun durfte die Kirche Eigentum erwerben, überall ihre Gotteshäuser bauen, vor allem auch ihren segensreichen Dienst an Armen, Kranken, Reisenden ohne Behinderung ausführen, durfte sich unter allen Klassen und nach jeder Seite hin ausbreiten. Insonderheit wurden ihren Dienern, den Bischöfen, alle jene Auszeichnungen zu teil, welche die heidnischen Priester bis dahin besessen hatten. Konstantin befreite sie von allen Staatslasten und Abgaben, besoldete sie aus dem Fiskus, verlieh ihnen eigene Gerichtsbarkeit, so daß ein Geistlicher nur von seinen Amtsbrü-

dern gerichtet werden durfte. Er gab den Kirchen das Asylrecht der heidnischen Tempel und den Priestern das Recht der Intervention bei Verurteilungen. Was meinte es nun nicht, beim Bischof in Gunst zu stehen! Die Bischöfe hatten nun denselben Einfluß auf die Politik, welchen früher die heidnischen Priester ausgeübt hatten. Ja, den Kirchen wurden reiche Geldspendungen zu teil, deren Verwaltung die Bischöfe übernahmen. Überall war die Kirche der Gegenstand besonderer Rücksicht, überall trat sie in den Vordergrund, um Gesetze und Einrichtungen von christlichen Grundsätzen aus zu bestimmen. Welch eine Wendung in der Weltgeschichte! Der große römische Staat will sich im Gehorsam gegen die Kirche einen neuen Lebenstag schaffen! Was für eine imponierende Erscheinung wurde da die Kirche. Ihre Einrichtungen und die Linien des Staates verschwammen ineinander. Es ist begreiflich, daß man damals sehr allgemein das Jahr 323 als den Anfang des Milleniums bezeichnete.

Aus der Reichskirche wurde aber auf diese Weise eine Staatskirche, d. h. ein Institut, in welchem die Hauptentscheidungen bei solchen lag, welche im Staate hohe Würden besaßen, von kirchlichen Dingen aber oft wenig verstanden. Die Kirche wurde eine Magd des Staates. Nicht umsonst schuf Konstantin aus einem verbotenen Verein die Hauptmacht seiner Regierung. Die Kirche sollte nicht nur des Staates Bundesgenosse sein, sondern sein Diener, wie es die heidnische Religion bisher gewesen war. Für die Auszeichnungen, welche der Kaiser den Bischöfen erteilte, forderte er von ihnen die Anerkennung als Haupt der Kirche, wie er ja auch längere Zeit noch Oberpriester des römischen Heidentums blieb. Er berief die Konzilien und bestätigte deren Beschlüsse; er besetzte die ersten Bischofsstellen nach seinem Gutdünken und sah die Bischöfe überhaupt als Staatsdiener an, die nicht umsonst des

Staates Brot aßen. In vielen Fällen war es aber auch die Kirche, welche den Kaiser in ihre Angelegenheiten hereinzog und ihm die Idee als selbstverständlich entgegenbrachte, daß er als das Haupt des nun christlichen Staates auch das Haupt der Kirche sei. Dieser fatale Erkenntnispunkt der Kirche war eine einfache Folge ihrer Entwicklung in der letzten Zeit, deren Formen nicht mehr der Urkirche, sondern vielmehr den politischen Einrichtungen nachgebildet waren. Nun schien man es nicht zu merken, daß der Geist des römischen Reiches mit starkem Zuge in die Kirche einzog und sich hier nur mit christlichen Namen verschleierte. Wohl hatte die Kirche das Daseinsrecht erhalten, bald aber stand man vor der Frage: „Welcher Teil derselben — jeder Gemeinschaftskreis, der sich „Kirche“ nennt oder nur derjenige, welcher die Majorität so bezeichnet?“ — In der Beantwortung dieser Frage erfuhr nun die eben proklamierte Religionsfreiheit eine wesentliche Einschränkung. Konstantin limitierte die Anerkennung der christlichen Religion bald nur auf diejenigen Lehren und Formen, welche der Majorität der Bischöfe mit seiner Zustimmung für richtig erschienen, ja bald galten nur solche für eigentliche Christen, welche mit den leitenden Bischöfen und mit ihm übereinstimmten. Die für richtig befundenen Lehrsätze und Ordnungen wurden für jeden Christen so verbindlich gemacht, daß ein Abweichen davon für ein politisches Vergehen erklärt wurde. **Die kirchlichen Dogmen wurden Staatsgesetze,** so daß diejenigen, welche sie nicht unterschreiben wollten, als strafwürdige Häretiker staatlicher Verfolgung anheim fielen. Damit wurde die Zwangsgewalt in Glaubenssachen ein wesentlicher Teil der neuen Gestaltung der Kirche und die reifste Erkenntnis denen zugeschrieben, welche die weitesten äußern Machtmittel besaßen. Damit aber schuf man dem Walten des heiligen Geistes in der Kirche solche Hindernisse, daß ihre

innere Entwicklung zu einer Verarmung wurde und den wahren Christen die Trennung von ihr zur entschiedenen Gewissenssache werden mußte.

24.

Durch den Anschluß der Kirche an den Staat wurde das Episkopalsystem der kirchlichen Verfassung staatlich befestigt. Im allgemeinen gefiel dem Volk die Ehrung der kirchlichen Würdenträger und gegen die Ausbildung der Hierarchie nach dem Vorbilde des altteſtamentlichen Priestertums fand sich wenig Widerspruch, zumal ja auch viele Bischöfe ihr Amt mit großer Treue verwalteten. Die schlimmen Folgen des unrichtigen Systems mußten sich aber bald überall fühlbar machen. Die Kluft zwischen Klerus und Volk nahm zu. Die Ordination gab dem Geistlichen eine Würde, welche ihn äußerlich und innerlich hoch über den Laien emporheben sollte. In den Laienstand zurückgestoßen zu werden, war seine größte Strafe. Weil man den ehelosen Stand für besonders heilig hielt, so forderte man ihn bald von den Geistlichen, namentlich den höhern. Zu Nicäa drängte ein ägyptischer Konfessor einen dahin gehenden Beschluß noch zurück, aber schon im 5. Jahrhundert kam er im Abendlande durch Leo d. Gr. sehr zur Geltung. Damit zog sich das Ideal eines heiligen Lebens teils in den Klerus, teils in den Mönchsstand zurück. Innerhalb des Klerus aber wirkte sich die Rangordnung in derselben Weise aus, wie im staatlichen Beamtenstand, und Presbyter, Diakonen u. s. w. sanken in vielen Fällen zu einer bloßen Dienerschaft des Bischofs herab, die ihm zu Willen stand, sowie er dem Metropoliten und dem Kaiser zu gehorchen hatte. Die Bischöfe der Städte Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem erhielten den Titel „Patriarchen“ und damit eine besondere Wichtigkeit in der Kirche. Ganz

natürlich aber trieb man mit solchen Auszeichnungen von einigen Würdenträgern der Frage entgegen: „Welcher von diesen großen Bischöfen soll der **erste** von allen, soll der **Primas** der ganzen Kirche sein?“ **Die staatliche Verfassung der Kirche verlangte eine monarchische Spitze.** Und auf dem Konzil zu Chalcedon 451 wurde diese Frage gelöst. Der Bischof von Konstantinopel sollte das Haupt der Kirche sein. Aber das Streben nach einer abgeschlossenen äußern Einheit der Kirche hat ihre äußere Zerreißung bewirkt und sich damit selbst gerichtet. Der römische Bischof Leo d. Gr. protestierte gegen den Beschluß des Konzils, weil er sich selbst den Primat beilegte. Äußerer Rangstreit trennte somit die Kirche des Westens von der des Ostens, bis jede ihren eigenen Weg ging, leider nicht mit Gesinnungen von Hochachtung und Liebe gegen einander, sondern in gegenseitiger Verdammung und bitterstem Haß.

Sonst läßt sich ja vieles schätzen, was auf den betreffenden Konzilien verhandelt und festgestellt wurde. Man mußte bestimmen, welche Erkenntnispunkte Kernpunkte des Christentums seien. Daß man freilich in dem Aufbau eines möglichst fertigen Lehrsystems zu weit ging, läßt sich heute bald nachweisen. Aber der schlimmste Umstand war der, daß diese Lehrsätze und Dogmen gleich eisernen Staatsgesetzen auch das bürgerliche Leben bestimmen sollten, so daß jeder, der ihnen nicht beipflichten wollte, damit ein politischer Verbrecher wurde. Damit war die alte römische Intoleranz in der Kirche leitendes Prinzip geworden.

25.

Der Gottesdienst wurde auch in einer Weise weiter ausgebildet, die sich mehr auf heidnische Formen zurückführen läßt, als sich mit den Zügen der Urkirche deckte. Daß man schöne Kirchen erbaute, andächtige Liturgien einführte,

kirchliche Feste einsetzte, war ja wohl nicht unrichtig, aber daß die Äußerlichkeiten maaßlos überschätzt wurden und heidnisches Wesen enthielten, war doch recht beklagenswert. Im christlichen Kultus aber fand manches Stück des alten Heidentums wieder eine Stätte. Streng vom Volk gesondert, saß die Geistlichkeit auf ihren Ehrensitzen, — Weihrauch duftete während des Gottesdienstes; Lichter brannten auf dem Altar; vor Kruzifixen und Bildern sagte man Gebete her. Die Heiligen und Märtyrer traten an die Stelle der griechischen und römischen Götter; ihre Gebeine an die Stelle der heidnischen Amulette. Die Predigt wurde mit Beifallklatschen begleitet, wie der Vortrag eines heidnischen Rhetors. Die Zweiteilung des Gottesdienstes hörte auf, sowie die Kindertaufe allgemeiner wurde. Um nun den Punkt des persönlichen Glaubensbekenntnisses in irgend einer Weise noch als Bedingung der Taufe festzuhalten, erfand man das Amt der Paten. Diese hatten statt des Kindes die betreffenden Aussagen zu machen. Später kam dann die Firmelung durch den Bischof. Das **Abendmahl** feierte man bald nur an den großen Festen. Die einfältige Feier ohne dogmatische Folgerungen hörte auf. Aus dem Gebrauch, die Abendmahlsgaben ein Opfer zu nennen, kam man dazu, das Abendmahl überhaupt als ein Opfer aufzufassen. Schon Gregor d. Gr. lehrte um 600, daß das Abendmahl eine unblutige Wiederholung des Opfers Christi sei. Das aber mußte die Verehrung des Klerus ungemein steigern, indem ja der Geistliche diese Handlung vollzog. Sowie nun die Kirche mit ihrer Heiligenverehrung ins alte Heidentum zurücksank, so mit ihrem Opferbegriff und ihrer Hierarchie ins alte Judentum. Aus den Presbytern wurden Priester, welche als solche im Auftrag des Bischofs die heiligen Handlungen vollzogen, so daß sich der Bischof nur die besonderen Weihen und Riten vorbehielt. Jüdische und

heidnische Irrtümer wogten durcheinander und genügten der natürlichen Neigung des Menschen, sein Heil an sichtbare Mittel zu knüpfen. Der **Marienkultus** kam auf und zahllose Heiligenlegenden. Schon Hieronymus ist voll davon. Bald galten Wallfahrten nach den Stätten der Heiligen- und Marienbilder für verdienstlich — und doch war oft ein heidnischer Tempel nur dadurch christlich geworden, daß man an die Stelle der heidnischen Göttin ein Marienbild hingestellt hatte.

26.

Das sittliche Leben der Christen trug natürlicherweise eine gemischte Färbung. Es war noch reich an lichten Zügen; der Ernst der frühern Zeit wirkte lange nach, und namentlich bei einzelnen fand sich viel wahre Frömmigkeit. Im großen Ganzen zeigte es sich jedoch sehr bestimmt, daß das Heidentum innerlich noch lange nicht überwunden war, ja vielmehr in der Kirche ohne Verhüllung neu auflebte. Allgemein bürgerte sich die Ansicht ein, daß die Reinheit der Kirche beim Klerus zu suchen sei und nicht bei ihren gewöhnlichen Gliedern. Somit zogen die Massen in breitem Strom in die Kirche ein, um sich hier wie in einer nur äußern Gnadenanstalt die Seligkeit durch die Geistlichen vermitteln zu lassen. Äußerlich fügten sie sich dem kirchlichen Lebensrahmen, und die Kirche meinte, sie zu rechten Gliedern heranbilden zu können, wenn sie ihnen mit ihren Forderungen von Bußübungen und frommen Werken erst einmal amtlich nahe treten dürfe. Wie verkehrt das war, zeigt die gesetzliche Frömmigkeit und Unlauterkeit des christlichen Lebens, die nun empor wuchs, indem von persönlichen Gnadenerfahrungen oft nur wenig zu reden war. Man hielt sich zur Kirche, lebte aber sonst im heidnischen Treiben weiter. Dieselben Leute, welche in die Kirche gingen, füllten auch

die Theater und den Cirkus und sättigten sich hier an Gaukeleien und Rohheiten. Hatte die Kirche früher keine Schauspieler in ihrer Mitte geduldet, so hieß es nun bald von jedem, welcher den Bühnenpossen nicht nachlief: „Du bist wohl ein großer und gerechter Mann, ein Elias oder Petrus." Von einer Verweigerung des Kriegsdienstes kam immer weniger vor; Meineid und Lüge waren an der Tagesordnung. Auf alle Lebensverhältnisse verzweigte sich der Begriff einer zweifachen Sittlichkeit — eine für den Klerus und eine für den gemeinen Mann. Letzterem sah man viel Böses nach, wenn er nur den kirchlichen Apparat in Ehren hielt. Selbst diejenigen, welche in der Kirche das große Wort führten, waren ja meistens recht verkrüppelte Christen oder gar keine. Hofkabalen entschieden wichtige kirchliche Fragen. Wie roh ging es auf manchen Konzilien her! Auf der Synode zu Ephesus, 449 (Räubersynode), ließ der Bischof von Alexandrien seine Mönche auf die Versammlung mit Knitteln einhauen, und er mißhandelte den römischen Bischof in tötlicher Weise. Das waren die Hochwürden, welche über die christologischen Fragen verhandelten. Und in ähnlicher Weise stritt man vom Kaiser bis zum Schornsteinfeger über die tiefsten Geheimnisse des christlichen Lehrgehaltes. Die christliche Erkenntnis wurde zu einem bloß begrifflichen Wissen, zu einer Art von philosophischem Lehrgebäude herabgewürdigt. Da war es natürlich, daß sich im äußern Leben Sünden und Leidenschaften ungehemmt auswirkten.

V. Proteste gegen das wachsende Verderben in der Kirche und bestimmtes Hervortreten apostolischer Gemeindebildungen.

27.

Die innere Lebenskraft der Kirche äußerte sich nicht nur in dem frommen Privatleben vieler Christen, ihren Dienst an Armen und Kranken, und der Missionsarbeit einzelner an heidnischen Grenznachbarn, sondern auch in entschiedenen Zeugnissen mancher Bischöfe gegen eingerissene Irrtümer, sowie auch in der weitern Bildung selbstständiger Richtungen, welche sich von der Massenkirche ablösten, um in einem gesonderten Gemeindeleben das Christentum der Urkirche weiter zu pflegen. Von den Protesten einzelner gegen die Kindertaufe, dem Eidschwur und der Beteiligung am Krieg führen wir folgende an, wobei wir bis in das dritte Jahrhundert zurückgehen. **Tertullian** † 220 sagt: „Das erste ist predigen, das andere taufen, wenn gepredigt worden ist." Es ist nicht anzunehmen, daß er die Kindertaufe angegriffen hätte, wäre sie als eine apostolische Einrichtung bezeugt gewesen. **Basilius d. Gr.** † 370 sagt: „Man muß die Ordnung unverändert festhalten; Gehet hin und machet zu Jünger alle Völker und dann taufet sie." **Hieronymus** † 420 sagt: „Erst lehren, dann taufen; denn es kann nicht sein, daß der Leib das Geheimnis der Taufe empfangen sollte, wo nicht die Seele zuerst die Wahrheit des Glaubens angenommen hat." Ambrosius, Hieronymus und Gregor v. Nazianz wurden nicht in ihrer Kindheit getauft, obwohl sie christliche Eltern hatten. Augustin wurde erst in seinem 33. Jahre getauft — und doch hatte er eine fromme Mutter. Ebenso entschieden

traten sie gegen den Eidschwur auf. **Irenäus** † 202 sagt: „In der Lehre des Herrn ist uns geboten, gar nicht zu schwören.“ **Clemens Alexandrinus** † 220 sagt: „Ein erleuchteter Christ schwört nicht.“ Ähnlich sprechen sich Tertullian, Basilius d. Gr., Gregor v. Nazianz, Chrysostomus, Augustinus und Hilarius über den Eidschwur aus. Gegen den Kriegsdienst der Christen eiferte sehr entschieden Tertullian, ebenso Laktantius, Hilarius und auch Augustinus. **Basilius d. Gr.** verlangte, daß derjenige, welcher im Krieg Blut vergossen hat, drei Jahre von der Gemeinde wegbleiben soll, als einer, der unreine Hände hat. Solche Aussprüche zeigen, daß auch im 3. und 4. Jahrhundert das Bewußtsein von der abschließenden Bedeutung der Worte Christi in Sachen des Glaubens und Lebens bei solchen vorhanden war, die in Wahrheit seine Jünger sein wollten und daß sich das Abirren der Kirche von den apostolischen Einrichtungen nicht ohne Gegenzeugnisse vollzog.

28.

Eigene, von der Massenkirche abweichende, für sich bestehende, nach apostolischem Muster eingerichtete Gemeinden gab es ja im 3. Jahrhundert schon in Kleinasien, Ägypten, Nordafrika und Rom. In den gewöhnlichen Kirchengeschichten werden sie und die späteren meistens sämtlich als gefährliche Sekten aufgeführt. Da stehen in dieser Rubrik 1. die Montanisten; 2. die Gnostiker; 3. die Ebioniten; 4. die Novatianer; 5. die Manichäer; 6. dann die Donatisten und Priscillianisten. Novatian und Priscillian sollen ebenso gefährliche Irrlehrer gewesen sein wie Mani in Persien. Jeder, welcher von dem großen Haufen, — also von der bischöflich ausgestalteten und dann staatlich anerkannten Massenkirche, abwich, soll sich damit als ein von lebendigen Christen zu bekämpfender Irrlehrer erwiesen haben. Eine eigene, für sich bestehende

Richtung, welche sich ohne Priesterherrschaft und staatlich geschützte Dogmen bauen wollte, soll eine Sekte gewesen sein, vor welcher mit apostolischen Worten, wie 2. Petr. 2, 1, hätte gewarnt werden müssen. Gemäß einer solchen Stellung der meisten Kirchenhistoriker hätte die römische Staatskirche die wahre Braut Christi müssen gewesen sein, die Kirche, deren oberste Bischöfe sich auf Leben und Tod bekämpften. Nach dem Grundsatz, nach welchem jede Absonderung von der Majorität verurteilt wird, ist der gesamte Protestantismus eine Sekte, gegen welche dann Rom mit Recht als einem Feinde der Kirche zu Felde ziehen würde. Hat aber der Erkenntnispunkt Berechtigung, daß sich jemand in seinem Gewissen vor Gott verpflichtet fühlen kann, von einem in Irrtum versinkenden Kirchenkörper sich zu scheiden, — oder, wie es im Rahmen unseres amerikanischen freien Kirchenwesens leicht geschehen kann, — sich von einem Kirchenkörper wegzuwenden und sich einem andern zuzuwenden, um hier den Segen richtiger, apostolischer Einrichtungen zu gewinnen, welche man in dem erstern nicht pflegen wollte: — dann hat ein protestantischer Kirchenhistoriker mit seinem Urteil über die sogenannten „Sekten" vorsichtig zu sein. Die praktische Ausführung des erwähnten Erkenntnispunktes hat die Kirche vor ihrem völligen Ruin gerettet und damit ist erwiesen, daß das eigentliche Wesen der Kirche Jesu Christi nach dem Umschwung durch Konstantin immer weniger bei der staatlich organisierten Institution zu suchen ist, welche sich „Kirche" hieß, sondern daß die von dieser sogenannten Kirche sich ablösenden Richtungen mehr und mehr als die eigentlichen Träger des Christentums angesehen werden müssen. Das leuchtet schon aus dem Umstand heraus, daß die sogenannte Sektengeschichte bei weitem nicht so ein trübes Bild liefert wie wir in der Geschichte der allgemeinen Kirche vor uns haben und doch ist erstere von ihren Feinden geschrieben, — ist doch der Haß

der „Kirche“ gegen wahres Christentum sogar dem Heidentum weit vorausgekommen. Die sogenannten Sekten sind also genau zu prüfen. Die Gnostiker können da kaum für eine Sekte gelten, weil sie es zu einem selbstständigen Gemeindeleben nicht brachten. Die Novatianer aber vertraten neben ihrer zu schroff gehaltenen Kirchenzucht zu gesunde Erkenntnispunkte, als daß sie weniger richtig angesehen werden sollten, als der übrige Teil der römischen Gemeinde. Der in den meisten Kirchengeschichten zu tage tretende Begriff einer „Sekte“ hängt mit einem falschen Kirchenbegriff überhaupt zusammen.

29.

Nach den Traditionen der im 10., 11. und 12. Jahrhundert massenhaft auftretenden **Katharer und Waldenser** sind die Novatianer sogar nur als eine Verdichtung von stillen Kreisen für sich dahin gehender Christen anzusehen, welche, mit dem aristokratischen Kirchenregiment nicht übereinstimmend, in zurückgezogener Weise apostolisches Gemeindeleben festzuhalten sich bemühten. Neuere Forschungen ergeben, daß diese, im ganzen römischen Reich zerstreuten, stille Gemeinden von größerer Bedeutung gewesen sind, als man meistens zugeben wollte. Sie beanspruchten, ein reineres Gemeindeleben zu haben als die bischöfliche Kirche, und Cyprian stieß sich daran, daß sie die wahren Evangelischen sein wollten. Diesen soll sich Novatian angeschlossen und also nicht eine neue Richtung gestiftet haben. Inwieweit dieser Punkt geschichtliche Thatsache ist, läßt sich heute wohl kaum genau ermitteln. Daß aber zwischen seinen Genossen in Rom und den ähnlich Gesinnten in Afrika und Kleinasien ein gewisser Zusammenhang bestand, wird dadurch erwiesen, daß sein Name als Parteiname auf sie überging. Die Gegner dieser Gemeinden, welche ihre Geschichte geschrieben haben, wollen ihn natürlich den Stifter einer ganz neuen Sekte sein lassen, aber

die Zuverläßigkeit solcher Angaben ist sehr zu bezweifeln, weil damals die kirchliche Geschichtschreibung noch so ziemlich ganz Parteisache war. Darum sind auch die Beschuldigungen bezüglich der vielen sittlichen Frevel und gnostischer und mänichäischer Irrtümer, welche gegen die Novatianer und ihre späteren Gesinnungsgenossen vorgebracht werden, nur mit großem Mißtrauen aufzunehmen. Ihre Feinde legten ihnen den denkbar gefährlichsten Standpunkt unter oder dichteten der ganzen Richtung ohne weiteres die irrigen Ideen an, die sich vielleicht bei einem fanden. Thatsache ist, daß diesen Gemeinden ihr sittlicher Ernst die Anhänger geworben hat und das entkräftet schon viele gegen sie erhobenen Anklagen. Daß manches bei ihnen nicht so ging, wie es hätte gehen sollen, muß ja wohl angenommen werden. Jedenfalls standen sie der allgemeinen Kirche zu schroff gegenüber, wenn die Novatianer in Rom z. B. jeden noch einmal tauften, der zu ihnen übertrat. Aber sie sahen sich zur allgemeinen Kirche in eine Stellung gedrängt wie gegen die Heidenwelt. Und das erst recht im 4. Jahrhundert und später. Da galt es, vor der sich im Besitz äußerer Machtmittel befindenden Kirche ebenso auf der Hut zu sein, wie früher vor den Heiden. Das gab diesen Gemeinden den Charakter eines Geheimbundes, trieb sie zur Einseitigkeit und nahm ihnen die Bewegungsfreiheit, ohne welche sich das kirchliche Leben einer Richtung weder klären, noch auf die Dauer gesund erhalten kann.

30.

In dem Auftreten der Donatisten zu Karthago in Nordafrika, im Anfang des vierten Jahrhunderts, haben wir dann eine Fortsetzung des Streites über Kirchenzucht und Kirchenverfassung, der hier zur Zeit Cyprians die Gemüter so tief bewegt hatte. Leider haben wir auch über diesen Vorgang nur den Bericht der äußerlich sieg=

reichen Partei, und es muß dahin gestellt bleiben, wie weit ihre Übertreibungen gehen. Daß solche anzunehmen sind, zeigt der ganze Ton der Darstellung. Daher heißt es denn gegenwärtig auch bei den meisten vorurteilsfreien Historikern nur noch, — sie sollen, — sollen — so und so— ränkesüchtig, — fehdelustig 2c. dagestanden haben, was dazu schlecht paßt, daß ihnen andererseits großer sittlicher Ernst nachgerühmt werden muß. Man wählte in Karthago 311 einen über die Kirchenzucht lax denkenden Bischof, ohne die Beteiligung der numidischen Bischöfe abzuwarten. Derselbe ließ sich von einem ebenso gesinnten Amtsgenossen weihen. Die numidischen Bischöfe verweigerten dem so ins Amt gelangten Bischof ihre Anerkennung und wählten ihrerseits einen andern, einen **Donatus**, ins bischöfliche Amt, der ihre strengeren Grundsätze vertrat. Sie wurden nun deshalb von der Majorität aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und bildeten daher einen eigenen Kirchenkörper. In ihrem Gegensatz zu den andern muß sich die Bekämpfung des aristokratischen Kirchenregiments ausgewirkt haben, so daß es sich um Grundsätze und nicht nur um Personen handelte. Donatus wurde aber Parteiname der Richtung. Dieselbe stand bei den dortigen Gemeinden in hoher Gunst. Förmlich massenhaft muß sich ihr Anhang gemehrt haben. Beide Parteien wandten sich i. J. 312 an den Kaiser Konstantin, und dieser entschied gegen die— Donatisten. Das aber öffnete ihnen die Augen über diesen unrichtigen Schritt, und Donatus sprach den richtigen Satz aus: „Was geht den Kaiser die Kirche an!“ Es ging ihnen wie Luther, dem die Entscheidung des Papstes gegen ihn auch nicht den Irrtum seiner Grundsätze bewies. Konstantin verordnete Bedrückungen gegen sie, was aber ihren Bekenntnismut nur hob. Sodann ließ er sie gewähren. Seine Söhne verfolgten sie, während Julian sie später begünstigte. Unter dessen Nachfolgern hatten sie jedoch schwer

zu leiden, indem die Bischöfe der hochkirchlichen Richtung di Regierung zu offener Verfolgung gegen sie aufforderten. Dadurch entstand viel Verwirrung im Land, und hierdurch begünstigt, bildeten sich wilde Rotten, welche jene Gegenden plündernd durchzogen. Viele Gegner der Donatisten beschuldigten sie, Genossen dieser räuberischen Banden zu sein, andere erklärten solche Behauptungen aber für pure Verleumdungen, welche nur den Zweck hätten, sie als politisch gefährlich hinzustellen. Sogar Augustinus billigte ihre Verfolgung. Erst unter den Vandalen bekamen sie Ruhe, und später verschwinden sie aus der Geschichte.

31.

Die Grundsätze der Donatisten werden von den meisten Historikern als ein überspannter Idealismus hingestellt. Ihre Opposition gegen den gewählten Bischof Cäcilian ging von der Ansicht aus, 1. daß sich ein Diener der Kirche als ein wahrhaft frommer, bekenntnistreuer Mann ausweisen müsse, und 2. daß mit der Kirchenzucht wirklich Ernst zu machen sei. Im weiteren Verlauf ihrer Entwicklung forderten sie die Trennung der Kirche vom Staat und eigene Selbstverwaltung derselben. Daß sie mit frühern Gesinnungsgenossen zusammenhängen, dürfte der Umstand beweisen, daß sie bezeugten, Donatus habe keine neue Kirche eingerichtet, sondern sei nur einer der Aufseher der von Christus gestifteten Gemeinde gewesen. Er wollte nicht den Titel „Bischof" führen. Sie verwarfen die Kindertaufe und verlangten ein persönliches Glaubensbekenntnis vor der Taufe. In der Kirchenzucht waren sie streng. Um eine bloße Masse in der Kirche war es ihnen nicht zu thun. Lieber wollten sie eine kleine Herde bleiben. Es sollte sich die unsichtbare Kirche möglichst genau mit der sichtbaren decken. Die Wiederaufnahme von Abgefallenen war bei ihnen sehr schwer. Von den heiligen Handlungen erwarteten sie

nur dann einen Segen, wenn sie ein wirklich frommer Mann vollzogen hätte, wobei sie sich auf Cyprian berufen konnten. Kaiser Honorius zwang sie 411 zu einer Disputation, auf welcher 279 Bischöfe ihrer Richtung 286 der herrschenden Kirche gegenüber standen. Ihren schlagfertigsten Gegner hatten sie in Augustin, der sie mit Milde zu gewinnen suchte. Bei manchen hatte er Erfolg. Die meisten jedoch hielten seinen zeitgemäßen Kirchenbegriff für einen Irrtum. Er sah in der Kirche einen großen, einheitlich organisierten Körper, — sie die Braut Christi, die makellos dastehen soll. Er redete den Massen das Wort, — sie den einzelnen Christen. Er meinte, die Kirche werde das Böse an unwürdigen Gliedern überwinden, — sie verlangten Ausschluß derselben. Er meinte, die Kirche sei der Acker, wo Weizen und Unkraut neben einander wächst, — sie sagten, die Welt sei dieser Acker. Er hieß die Anwendung der Gewalt auch in Glaubenssachen gut und meinte, Lukas 14, 23 übersetzen zu müssen: „Zwinget sie, hereinzukommen;“ — sie sagten, Gott zwinge keinen zur Seligkeit, mithin dürften es seine Diener auch nicht thun; seine Diener dürften keine Henker sein; denn Christus hätte sie zu Friedensboten gemacht. Die Donatisten vertraten also apostolisches Gemeinde-Christentum, und nur derjenige, welcher die Kirche im Sinne einer Volkskirche, also einer staatlich organisierten Rechtsgemeinschaft auffaßt, wird ihren Standpunkt bekämpfen.

32.

Die Priscillianisten in Spanien und Frankreich bildeten einen weiteren Protest gegen das bischöfliche Regiment und sittlich laxe Wesen in der Kirche. Die Richtung entstand im 4. Jahrhundert und hielt sich bis in das 6. Den Namen erhielt sie von dem bedeutendsten Träger ihrer besonderen Ideen und Grundsätze, Priscillian, einem vornehmen, philosophisch trefflich geschulten, sehr begabten,

sittenstrengen und wahrhaft frommen Laien, der bei seiner Taufe eine äußerlich glänzende Laufbahn aufgegeben hatte. Da er sich in den gewöhnlichen Gottesdiensten nicht befriedigt fand, so hielt er in seinem eigenen Hause Versammlungen ab und wurde dadurch vielen zum großen Segen. Er soll seine besonderen Ansichten aus Ägypten bekommen haben, was jedenfalls auf einen Zusammenhang seiner Bewegung mit frühern, ähnlicher Art, schließen läßt. Viele verehrten in ihm ihren geistlichen Führer und sogar zwei Bischöfe bekannten sich zu seinen Grundsätzen, die wesentlich apostolisches Gemeindeleben vertraten. Er und seine Anhänger bildeten stille Konventikel in der Kirche, die sich in zwangslosen Erbauungsstunden im geistlichen Leben förderten. Das aber reizte den amtlichen Ehrgeiz der benachbarten Bischöfe und besonders des Bischofs des Sprengels, in dem die meisten Priscillianisten wohnten, **Hydatius** von Hemereta. Dieser fühlte sich beleidigt und sah die Würde des geistlichen Amtes bedroht. Auf einer Synode zu Saragossa i. J. 380 trat er gegen die Richtung in leidenschaftlicher Weise auf und beschuldigte sie vieler Irrthümer und sittlicher Vergehen. Pricillian und die andern Führer der Richtung wurden hierauf von der Synode exkommuniziert und die ganze Bewegung wurde verurteilt. Die Ausführung der Beschlüsse der Synode wurde dem Bischof **Ithacius** von Sossuba übertragen, einem scham- und sittenlosen Manne. Sie waren in sehr allgemeinen Ausdrücken gehalten und, um Priscillian, der inzwischen Bischof geworden war, und seine Genossen zu verderben, nahm Ithacius seine Zuflucht zu endlosen Verleumdungen, namentlich sollten sie manichäische Ideen vertreten. Sodann gelang es ihm, vom Kaiser Gratian ein Edikt gegen falsche Bischöfe und Manichäer auszuwirken, was ihn in den Stand setzte, die Landesverweisung seiner Gegner zu betreiben. Priscillian jedoch wandte sich auch an den

Kaiser und dieser stellte darauf jede Verfolgung gegen ihn ein. Ebenso trug Priscillian die Sache dem Bischof Ambrosius vor und Damasus in Rom. Ambrosius verhielt sich neutral und Damasus erst recht so, da er die angestrebte bischöfliche Centralgewalt bedroht sah. Es gelang Priscillian nicht, eine kirchliche Autorität willig zu stimmen, die gegen ihn bestehenden Anklagen auf manichäische Irrlehren und Unsittlichkeit zu untersuchen. Um so energischer wühlten aber Ithacius und Idacius gegen ihn. Es gelang ihnen, den Usurpator Maximus für sich zu gewinnen, der, wohl auch von Habsucht getrieben, Priscillian und andere Führer der Richtung auf die Folter spannen ließ, wo sie sich aller der gegen sie erhobenen Anklagen schuldig bekannt haben sollen. Darauf ließ er sie 385 zu Tours in Frankreich hinrichten, trotzdem er kurz vorher dem Bischof Martin versprochen hatte, ihr Leben zu schonen. **Das ist der erste Fall einer auf Betrieb der Kirche an angeblich Irrenden vollzogenen Ketzerstrafe.** Eine ungeheure Bewegung ging durch die Kirche, ja, sogar viele Heiden waren über den Gewaltakt empört. Bischof Martin von Tours hob die Kirchengemeinschaft mit den spanischen Bischöfen auf, Ithacius ward abgesetzt, und auch Ambrosius verurteilte die blutige Maßregel. Die Richtung aber bestand fort, blieb ihren biblischen Grundsätzen treu und erduldete harte Verfolgungen. Leo d. Gr., 440—461 verurteilte sie scharf und verbot ihre Schriften. Doch erhielten sie sich unter ihrem Namen bis in das 6. Jahrhundert.

Der Prozeß der Priscillianisten darf mit Recht Modell stehen für die Art und Weise, wie die im Besitz weltlicher Machtmittel dastehende Kirche diejenigen verleumdete und verfolgte, welche es wagten, der Verweltlichung der Kirche energisch entgegenzutreten, und lieber im stillen Gemeindeverband ihr inneres Leben zu pflegen als bloß mit der

großen Masse mitzuziehen. Wir haben im Priscillianismus eine bedeutende Lebenserscheinung der Kirche vor uns, welche ihr hätte zum großen Segen gereichen können, wenn sie solchen „Kirchlein in der Kirche“ Bewegungsfreiheit gewährt hätte. Aber von solchen Bethätigungen des allgemeinen Priestertums wollte die Mehrheit der Bischöfe nichts mehr wissen, und so glaubten sie den Verleumdungen des elenden Kirchenfürsten Hydatius, daß die Priscillianisten gefährliche Manichäer seien; obgleich der einzige Vergleichungspunkt der war, daß sie wie diese, ein asketisches Leben führten. Den meisten „Hochkirchlichen“ jener Zeit scheint trotzdem ihr Manichäismus eine bewiesene Thatsache gewesen zu sein. In den Prozeßakten wird den Priscillianisten ja ein ausführliches manichäisches System zugeschrieben. Auf welchem Wege man dazu gekommen war, scheint wenigen nur fraglicher Art gewesen zu sein. Diese wenigen aber schützten sich mit der Ausflucht, daß sie ja nur den in den Akten geschilderten Priscillian verdammten. Wie weit sich der mit der Wirklichkeit decke, haben sie nicht untersucht. Man fand sich von dem Sieg der hochkirchlichen Strömung über das Gemeinde-Christentum angenehm berührt und schloß mit der Sache im Sinne der siegreichen Partei ab. Und als Irrlehrer und sittenverderbte Menschen wurden die Priscillianisten seitdem in allen katholischen und protestantischen Kirchengeschichten geschildert, bis — im Jahre 1886 auf der Würzburger Universität elf Traktate des Priscillian aufgefunden wurden, welche, über allen Zweifel echt, die Verlogenheit der kirchlichen Geschichtschreibung schon jener Tage bezüglich derjenigen erweisen, welche als sogenannte „Ketzer“ gebrandmarkt wurden. **Seine Schriften erweisen Priscillian als eine Lichtgestalt seiner Zeit, als einen Reformator des 4. Jahrhunderts.** Er ist Schrifttheologe durch und durch. Er steht mit der Gesamtkirche auf demselben biblischen Grunde,

bekennt sich zum nicäischen Symbol und kämpft gegen den Manichäismus. Christus ist ihm der Mittelpunkt des Glaubens. Die Kirche ist ihm der Leib Christi. Er fordert die Taufe auf das persönliche Glaubensbekenntnis und strenge Gemeindezucht. Insofern die Kirche das Bekenntnis und die Taufe vermittelt, ist sie ihm die Trägerin des Heils. Die Träger der Gnadenfülle sind aber die einzelnen Gläubigen. Er bekämpft die hochkirchlichen Vorstellungen von der bischöflichen Amtswürde und macht geltend, daß Gott seinen Geist auch den Laien gibt. Die Geistlichen unterscheiden sich von den Gemeindebrüdern nur durch ihre besondere Begabung und ihren Beruf. Er verlangt von ihnen ein asketisches Leben. Aus allen seinen Reden leuchtet sein Ernst im Christentum heraus. Der aber war der spanischen Geistlichkeit jener Zeit schon nicht mehr sympathisch. Mit seiner Hinrichtung begann die Kirche, jene endlose Reihe von Justizmorden auf sich zu laden, welche ihren Anspruch vernichtet, als Kirche, ein Stück wahres Christentum zu bilden. Der heutige Stand der Beurteilung des Priscillian und sämtlicher mit dem Manichäismus belegten Richtungen, sollte ein anderer sein als der bisherige. Er sollte gegen die so gehaltenen Berichte über dieselben, welche von der äußerlich siegreichen Partei stammen, Mißtrauen pflanzen. Ihr Wert als geschichtlich zuverlässige Urkunden sollte vernichtet sein.

34.

Die Paulicianer dürfen als eine Richtung, welche gegen die herrschende Staatskirche Protest einlegten, nicht übersehen werden, obwohl der Umstand, daß sie sich mit den Waffen nicht nur verteidigten, sondern sogar verheerende Angriffskriege unternahmen, sie nicht als solche erweist, welche den vom apostolischen Christentum geübten Zug der Gelassenheit an sich getragen haben. In diesem

Stück blieben sie in den Irrtümern ihrer Zeit hängen, welche an blutigen Fehden über Dogmen und kirchliche Fragen ja so reich war. Die Paulicianer sollen um 660 in Armenien entstanden sein und infolge ihrer besondern Verehrung des Apostels Paulus ihren Sektennamen erhalten haben. Ein gewisser **Konstantinus** soll ihr Stifter gewesen sein, der aber seinen Namen in Silvanus umänderte. Sie verwarfen das orthodoxe Kirchentum, nannten sich selbst einfach „Christen", und beanspruchten, das Haus Gottes, den Leib Christi, darzustellen. Von Mönchtum und Priesterstand wollten sie nichts wissen. Ihre Vorsteher unterschieden sich nicht von den andern Brüdern. Sie verwarfen allen Bilder-, Reliquien- und Mariendienst. Ihre Gottesdienste waren einfache Gebetstunden. Taufe und Abendmahl scheinen sie vergeistigt zu haben. Einer ihrer bedeutendsten Lehrer war ein gewisser **Sergius**, der um 825 reformatorisch unter ihnen wirkte und ihre Ansichten auch in Schriften verbreitete. Nach seinem Tode soll ein Kollegium seiner Schüler die Führung der Richtung geübt haben. Von kirchlicher Seite wird ihnen ein reiches System manichäischer Irrtümer zur Last gelegt. Wie viel daran wahr sein mag, läßt sich nicht bestimmen, da ihre Geschichte von ihren Feinden geschrieben ist. Auf Grund ihrer angeblichen Irrtümer wurden sie von den griechischen Kaisern verfolgt, so von Leo d. Armenier u. a. Viele von ihnen flüchteten auf sarazenisches Gebiet, wo sie geduldet wurden, andere griffen zu den Waffen, schlugen ihre Verfolger und fielen in deren Gebiet ein. Bei Ephesus wurden sie besiegt und darauf viele von ihnen in Europa bei Philippopel angesiedelt, wo sie Religionsfreiheit erhielten. Manche schlossen sich hier auch wieder der orthodoxen Kirche an, aber um 1204 noch fanden die Kreuzfahrer Reste von ihnen vor, die sich im geheimen fortbauten. Ihre Erscheinung legt von hoffnungsvollen

Lebensregungen der morgenländischen Kirche jener Tage Zeugnis ab. Daß sie im westlichen Europa Gesinnungsgenossen fanden und bildeten, ergibt sich aus dem weitern Fortbestand ihrer Grundsätze.

35.

Eine richtige Beurteilung der Kirche in irgend einer ihrer Perioden läßt sich nur im Blick auf zwei hochbedeutungsvolle Aussagen Christi gewinnen: 1. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," und 2. „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, **so ihr Liebe unter einander habt!**" Die Massenkirche entfernte sich rasch von diesen Grundsätzen. Ihre hierarchische Verfassung war eine Nachbildung des römischen Weltreiches. Mit ihrem Glaubenszwang bildete sie sich zu einem Organismus der Gewissensknechtschaft und blutiger Verfolgung. Bloß deshalb sollten treue Jünger des Herrn gemißhandelt und getötet werden, weil sie dem im Besitz weltlicher Würden und Machtfülle dastehenden Teil der Kirche nicht angehören wollten. Die Kirche meinte, den Hauptzug ihres Wesens in ihrer äußeren Einheit erfassen zu müssen im Sinne eines weltlichen Universalreiches. Dieser unrichtige Kirchenbegriff verklebte selbst ihren einzelnen sonst frommen Männern die Augen, so daß sie die Bedeutung der angeführten Aussprüche des Herrn nicht erkannten und die Urkirche nicht als Musterkirche gelten ließen. Weil aber das Christentum schon die nationalen Eigentümlichkeiten des Menschen nicht aufhebt, so ist damit erwiesen, daß es nicht im Reichsplan Gottes lag, die Kirche einer äußern Einheit entgegen zu führen, sondern daß die mannigfachen Verschiedenheiten in den kirchlichen Einrichtungen und im Ausdruck der Erkenntnis göttliche Zulassungen sind, die auf dem Wege geistlichen Wachstums ausgeglichen werden sollen, aber nicht durch militärische Gewalt beseitigt werden dürfen. Jedenfalls stehen unsere

amerikanischen Denominationen der Idee der Urkirche am nächsten. Hätte sich die Kirche in der Art von einzelnen Kirchenkörpern entwickelt, so wäre es in ihr auch nicht zu jenem überspannten Amtsbegriff ihrer Diener gekommen, der dem einzelnen Christen den persönlichen Verkehr mit Gott abschneiden wollte. Aber schon im 4. Jahrhundert wurde die persönliche Heilsgewisheit bestritten. Sie lag bei der Kirche. Schon Augustin spricht sich so aus. Damit beanspruchte die Kirche eine Mittlerstellung zwischen dem Menschen und Christus. Sie macht den Menschen selig; sie bringt ihn in den Himmel. Da nun die Träger aller kirchlichen Befugnisse die Bischöfe und Priester waren, so zerfiel die Kirche in zwei Klassen: in solche, welche befehlen, und andere, welche gehorchen. Die Berechtigung, letztere nötigenfalls zum Gehorsam zu zwingen, entlehnte man dem alten Testament. Ein größeres Verbrechen, als äußerlich der Kirche nicht folgen zu wollen oder ihr gar nicht angehören zu wollen, gab es bald nicht mehr. Die schlimmsten Lasterknechte waren eher gelitten als die einfältigen Christen, welche ohne Bischof und geweihtes Taufwasser und hundertfache Ceremonien sich ihres Gnadenstandes sicher sein wollten. Damit trat die Kirche die Liebe, das eigentliche Kennzeichen wahrer Jüngerschaft Christi, mit Füßen und verhöhnte die eigentlichen Grundsätze ihres Wesens. Träger der wahren Kirche werden darum auch mehr und mehr jene stillen Kreise und Gemeinden, die auf persönliches Christentum dringen und die Liebe als das Band der Einheit der Gläubigen untereinander üben, während die Papstkirche dem offenen Antichristentum entgegentreibt.

VI. Die Kirche als Weltmacht.

36.

Je mehr die Kirche Papstkirche wurde, desto mehr wurde sie ein Reich von dieser Welt. Eine richtige Würdigung der mit ihr innerlich und äußerlich brechenden Richtungen muß daher von dieser Thatsache ausgehen. Je höher die päpstliche Machtfülle stieg, desto klarer erkannten die wahrhaft Frommen eine solche Entwicklung der Kirche als einen Irrweg. Schon **Leo d. Gr.**, von 440—461, sprach es unumwunden aus, daß der römische Bischof der Primus der gesamten Christenheit sein sollte und dieser Anspruch lebte mit wachsender Entschlossenheit fort bei allen, welche die dreifache Krone des sogenannten Nachfolgers Petri trugen. Die Wirren des westlichen römischen Reiches halfen den Päpsten wesentlich, ihre Herrschaftsgelüste mit guten Vorwänden zu verhängen. **Gregor I.** von 590—604, gewann seinem Amt durch persönliche Frömmigkeit und kirchlichen Eifer weite Anerkennung. **Zacharias** erteilte 752 dem fränkischen Hofmeister, Pipin dem Kleinen, die Erlaubnis, den letzten der Merowinger zu stürzen und sich selbst die fränkische Königskrone aufzusetzen. Dafür schenkte ihm Pipin den Kirchenstaat und damit beginnt die tausendjährige weltliche Herrschaft des Papsttums. Karl d. Gr. läßt sich im Jahre 800 von **Leo III.** zum römischen Kaiser krönen und bejaht damit den Anspruch des Papsttums, auch in politischen Dingen entscheidende Bedeutung zu haben. In vorzüglicher Weise weiß sich **Nikolaus I.**, von 858—867 als ein Hort und Retter aller von Fürsten und Königen unschuldig Gemißhandelten einen Namen zu machen. Um 850 erschien dann jene Urkundensammlung unter dem angeblichen Namen eines spanischen Bischofs, Isidor von Sevilla, deren Reskripte dem Papste die weitgehendsten Befugnisse zuschrieben. In einem derselben

übertrug der Kaiser Konstantin dem römischen Bischof Sylvester das ganze weströmische Reich. So plump der Betrug war, damals hat ihn scheint's keiner gemerkt. Einen schroffen Gegensatz zu solchen Ansprüchen bildete die Zeit der sogenannten Pornokratie des Papsttums im 10. Jahrhundert, wo greuliche Lasterknechte und Hallunken die päpstliche Würde an sich rissen. Der deutsche Kaiser Heinrich III., von 1039—1056 hat drei Päpste abgesetzt. Selbst römische Geschichtschreiber geben zu, es sei damals eine Zeit solcher kirchlichen Greuel gewesen, als ob Christus im Schiff der Kirche thatsächlich geschlafen hätte. Da gelang es der Reformbewegung, welche vom Kloster Clügny ausging, das Papsttum aus seiner Schmach wieder zu höherer Würde zu erheben und mit **Gregor VII.**, von 1073—1085 siegte es über das weltliche Kaisertum. Heinrich IV. ging nach Kanossa, — und des Papstes Lehrsatz von seiner Oberherrschaft über jede kirchliche und weltliche Regierung schien wie ein göttliches Gesetz dazustehen.

37.

Auf der Höhe seiner Macht stand das Papsttum unter Innocenz III., v. 1198—1216. In steigendem Fortschritt hatte sich Gregors VII. Anspruch eingebürgert. Bernhard v. Clairvaux † 1153 trug die Lehre vor, daß dem Papst beide Schwerter gehörten, — die kirchliche und die weltliche Gewalt. Der Staat an sich ist unheilig; er muß erst durch seinen richtigen Zusammenhang mit der Kirche das Recht des Daseins erhalten. Die Kreuzzüge trugen sodann wesentlich dazu bei, die Macht des Papsttums zu steigern. Innocenz III. sprach es nun offen aus, daß der Herr dem Nachfolger des heiligen Petrus nicht bloß die Regierung über die Kirche, sondern über die ganze Welt übertragen habe. Zwischen ihm und dem deutschen Kaiser kam es darüber zu hitzigen Debatten. Beide bezeichneten einander

als den Antichrist und das Tier aus dem Abgrund. Schließlich aber mußte der Kaiser nachgeben und den andern europäischen Monarchen erging es nicht besser. Ja, Englands König nahm sogar sein Land vom Papst zu Lehen. Das 4. Lateranconzil i. J. 1215, bezeichnet daher die Sonnenhöhe der päpstlichen Herrschaft. Auf ihr wurden die Hauptsätze der römischen Theologie als Kirchenlehre festgesetzt und die Verfolgung aller Andersdenkenden für ein Stück Frömmigkeit erklärt. Nachdem dann 1254 das heldenmütige Geschlecht der Hohenstaufen dem päpstlichen Ehrgeiz zum Opfer gefallen war, wurde es stehende Sache der Politik, sich mit dem römischen Hof, der Kurie, abzufinden. Nicht sowohl mehr durch offene Opposition als auf Schleichwegen suchten nun Fürsten und Könige die päpstlichen Ansprüche abzuschwächen. Der Papst war ein einfach weltlicher Herrscher in kirchlichem Gewande geworden, sein Reich war ein Weltreich und von der ursprünglichen Grundgestalt der Kirche war wenig mehr geblieben. Somit suchte sich jeder Fürst vor ihm sicher zu stellen. **Bonifaz VIII.**, v. 1294—1303, der letzte große Papst, vermochte daher auch mit seinen Lehrsätzen von der päpstlichen Oberherrlichkeit und mit seinen Verdammungsbullen nicht mehr seinen Zweck zu erreichen. Er erlag dem Widerstande des Königs Philipp d. Schönen von Frankreich und sein Nachfolger geriet sogar in völlige Knechtschaft dieses Königs, verlegte 1309 seine Residenz nach Avignon und führte damit die Periode der sogenannten babylonischen Gefangenschaft des Papsttums herbei, von 1309—1378. Aus diesem schmachvollen Zustande versuchten die drei **Reformkonzilien** zu Pisa, 1409, Konstanz, 1414—1418, und Basel, 1431—1449, das Papsttum herauszuheben. Sie beseitigten auch die schreiendsten Schäden, bewiesen aber auch, daß eine Reformation von oben herab nicht großen Wert hat. Die in Irrtümer versunkene Kirche

vermochte nicht, sich selbst zu reformieren. Bedeutungsvoll war es aber, daß die zu Konstanz versammelten Kleriker und Fürsten beanspruchten, über dem Papste zu stehen, so daß sich dieser einem Konzil zu fügen hätte, — ein Anspruch, dem sich die Päpste widersetzten und den sie schließlich auch beseitigt haben. Innerlich verlor das Papsttum durch seine Niederlagen an Macht über die Gemüter, ebenso durch seine erbärmlichen Vertreter in den letzten Jahren vor der Reformation. **Alexander VI.** war ein Ausbund von Schlechtigkeit. Das Privatleben der meisten Päpste war eine Satire auf ihre Stellung. Daß sich der Glaube an sie als an Stellvertreter Christi auf Erden erhalten konnte, gehört zu den Geheimnissen der Bosheit. Daß das Papsttum die wesentlichsten Züge des Antichristen dargestellt hat, steht außer Frage. Wir finden bei ihm eine Verstrickung in Irrtümer, einen Haß gegen die Wahrheit, ein System von Heuchelei und Bosheit, worüber wir uns mit Recht entsetzen. Nur mit dem Hinweis auf den das Papsttum beherrschenden Geist des Abgrundes kann der Charakter desselben einer Erklärung entgegengeführt werden.

38.

Die einzelnen Züge der päpstlichen Herrschaft erweisen sie als ein Reich fern von Christi Geist und Gesinnung. Sie war eine Wiederauflebung des heidnischen römischen Reiches in kirchlichem Gewande. Die Hierarchie wurde im Papsttum Selbstzweck. Um dem Papst und seinen Günstlingen dieses Lebens Güter zu sichern, sollten die Völker mit List und Gewalt in seiner Knechtschaft gehalten werden. Sein **Länderbesitz** war groß. Nachdem Mathilde von Toskana Gregor VII. ihr Besitztum vermacht hatte, gehörte ihm fast ganz Italien: Eigene Heere standen ihm zu Gebot. Wie greulich die Päpste ihre Gegner hinwegräumten, das zeigen Ereignisse wie

die sizilianische Vesper i. J. 1282 u. a. Sein **Auftreten** war das eines Großen in dieser Welt. Eine dreifache Krone, die Tiara, schmückte sein Haupt. Zahlreiche Dienerschaft umgab ihn. Wenn er zu Roß stieg, so entfaltete er maßlosen Pomp; vom Kaiser ließ er sich den Steigbügel halten. Die Geistlichkeit aller Länder sollte sein ihm treu ergebenes **Beamtenheer** bilden. Durch den Cölibat und die Investitur kettete er sie an sich. Ihr Beruf war weniger ein Dienst der Kirche als seiner Macht. Seine **Geldgier** war unersättlich. Von allen Ländern verlangte er Abgaben in der Art von Steuern an den Nachfolger Petri in Rom; und ungeheure Summen flossen in seine Kassen. In allen Ländern schwärmten Legaten, um die Politik in einer ihm günstigen Weise zu beeinflussen, namentlich aber Geld und Gut für ihn zu erschleichen. Durch den **Bann** übte er eine entsetzliche Gewissenstyrannei aus. Wer ihm nicht zu Willen war, der wurde damit von allen zeitlichen und ewigen Segnungen Christi ausgeschlossen. Da hieß es denn im Namen Christi und des heiligen Petrus: Gott wolle den Ketzer strafen wie z. B. den Kaiser Ludwig, den Baier, — mit Wahnsinn und Raserei; sein Name erlösche in seiner ersten Nachkommenschaft und der volle Zorn der Apostel Pauli und Petri treffe ihn in dieser und der zukünftigen Welt. Mit dem **Interdikt** belegte er ganze Länder, wenn ihm deren Regierung nicht fügsam war. Dann hielt man nur Gottesdienst bei verschlossenen Thüren, segnete die Ehen auf den Gräbern ein, erlaubte kein Glockengeläute noch Orgelspiel, gestattete nur Bettlern und Kindern ein kirchliches Begräbnis. Alle kirchlichen Segnungen sollten gelähmt werden, bis man sich dem Papste gebeugt hätte. Als der empörendste Zug des Papsttums erscheint jedenfalls sein **Geldhunger.** Was erfand man nicht Alles, um ihn zu befriedigen! — Peters-

pfennige, Annaten, Palliengelder, Jubeljahre, Ablaßzettel. Viele Gesetze wurden nur zu dem Zweck erlassen, damit der Papst gegen hohe Summen davon dispensieren könne. Es gab keinen Frevel so greulich, für den nicht gegen klingende Münze beim Papst Straflosigkeit zu haben gewesen wäre. Schmählich wurde das arme Volk um seinen sauren Verdienst und sein Seelenheil betrogen.

39.

Von den ursprünglichen apostolischen Einrichtungen der Kirche waren bald nur noch Karrikaturen vorhanden. Die Kirche ward zur Priesterkirche, in welcher der Klerus dem einzelnen das Heil vermitteln sollte, so daß dieser keinen direkten Zugang zu Gott haben sollte. Alles war an Mittel und Personen geknüpft. Infolge seiner Amtsweihe nahm der Priester eine einzigartige Stellung ein. Die Ordination trennte das Amt vom Menschen. Als Mensch mochte der Priester liederlich sein; dem Wert seiner Amtshandlungen geschah dadurch kein Abbruch. Dieselben bewirkten, was sie bewirken sollten, wenn sie nur vorschriftsmäßig geübt wurden und — der Geistliche die rechte Absicht dabei habe. Der letztere Punkt entzog dem Laien jede Heilsgewißheit, denn wie konnte er das feststellen! Und doch hing ja von dem äußerlich richtigen Empfang des Sakraments die ganze Seligkeit ab. Seine Wirkung faßte man magisch; sie sollte an den innern Zustand des Empfangenden gar nicht gebunden sein; dessen Glaube sollte gar nicht in Betracht kommen. So sollte die **Kindertaufe** das Kind von der Erbsünde reinigen und ihm den göttlichen Lebenskeim einpflanzen. Die ungetauften Kinder sollten einfach verloren sein. Ebenso grundstürzend entwickelten sich die Ansichten über das heilige **Abendmahl**. Paschasius Radbertus und Lanfranc bildeten die Brotverwandlungslehre aus, wonach durch den Segen des Priesters die

Abendmahlselemente in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Christi verwandelt werden sollten. Es hieß, Christi Leib werde im Abendmahl von dem Priester aufs neue geopfert und von dem Empfangenden mit den Zähnen zerbissen. Wie hob das die priesterliche Würde! Er hütete den Leib des Herrn und speiste damit das Volk. Den Kelch entzog man den Laien in der Messe. Das sonderte den Priester noch weiter ab von der Gemeinde. Endlose Wundergeschichten wurden erfunden, um solchen Aberglauben zu stützen. Hostien hätten rote Flecken gehabt, was ihren Blutgehalt beweisen sollte. Ja, man trieb mit den Hostien einen förmlichen Götzendienst. Man trug sie durch die Felder, um Dürre abzuwehren und Regen zu bewirken; sie sollten vor Gewitter schützen. Man hielt Messen, — so hieß ja der Abendmahlsgottesdienst, — um gutes Wetter zu bekommen. Das that schon der Bischof Tullus v. Mainz, der Nachfolger des Bonifacius. Ja, man lehrte, der bloße Genuß der Hostie von seiten des Priesters in der Messe, bringe demjenigen den Sakramentssegen, der dafür bezahle. Damit entstanden die Messen für Kranke und Verstorbene, — und das heilige Abendmahl wurde ein vortreffliches Mittel der Kirche im Gelderwerb, wodurch sie sich riesige Summen zu verdienen wußte.

40.

Zu den ursprünglichen zwei Sakramenten kamen im Laufe der Zeit noch fünf weitere hinzu, nämlich die Ehe, die Priesterweihe, die Firmelung, die Ohrenbeichte und die letzte Ölung. Obschon der ehelose Stand für heiliger angesehen wurde als das Leben im Familienrahmen, so wurde andrerseits doch aus der **Ehe** ein Sakrament gemacht, in unrichtiger Anwendung Ephes. 5, 32, wo das griechische Wort mysterion, Geheimnis, falsch mit Sacramentum übersetzt wurde. Daß die Ehe eine allgemein

menschliche Einrichtung und keine speziell kirchliche ist, war längst vergessen. Die **Priesterweihe** sollte dem Geistlichen eine unverlierbare Würde geben, welche ihm unabhängig von seinem persönlichen religiösen Leben anhaften sollte. Die **Firmelung** wurde vom Bischof an allen Getauften vollzogen, indem sie von ihm etwa in ihrem 14. Jahr mit Öl gesalbt wurden, um damit den heiligen Geist zu empfangen. Die **Ohrenbeichte** entwickelte sich aus einer falschen Auffassung von Jak. 5, 16, und dem Irrtum von der bischöflichen Schlüsselgewalt. Schon Ambrosius und Leo d. Gr. wirkten mit großem Fleiß dahin, daß alle Christen ihre groben Sünden dem Geistlichen bekennen sollten; doch blieb dieses bis ins 12. Jahrhundert der persönlichen Freiheit überlassen. Durch Innocenz III. wurde aber festgestellt, daß den Priestern alle Todsünden bekannt werden sollten, doch sollte nur er bestimmen dürfen, welche Vergehungen zu dieser Klasse gehörten. Dann sollten aber nur die Sünden bei Gott vergeben sein, von welchen der Priester den Sünder absolviert hätte. Der Priester sagte: „Ich absolviere dich." Bis dahin hatte man gelehrt, Gott vergebe die Sünde auf Empfehlung des Priesters hin. Nun wurde der Priester schlechthin als die ausschließliche Autorität in dieser Sache hingestellt und das stille Bekenntnis vor Gott allein als Irrtum erklärt. Welche Macht legte aber diese Lehre und das Beichtgeheimnis in die Hand herrschsüchtiger Kleriker! Fürsten und Könige wußten sie sich damit gefügig zu machen. Wie aber sollte der einzelne zur Heilsgewißheit kommen, wenn Davids Gebet: „Vergib mir auch meine unerkannten Sünden!" nicht mehr zulässig war! Die **letzte Oelung** entstand auch aus Mißverständnis von Jak. 5, 14. Mit einer Salbung mit Öl segnete angeblich der Priester den Sterbenden ein zu einer seligen Heimfahrt. So begleitete angeblich die Kirche den Christen durch ihre

Diener und Mittel von der Wiege bis zum Grabe. Ohne sie sollte es kein Heil geben. Alles, was sie an Erkenntnis dem Volke zukommen ließ, ging darauf hinaus, dasselbe zum regelmäßigen Empfang der kirchlichen Riten anzuleiten. Damit war der ganze Heilsbesitz veräußerlicht und die Notwendigkeit innerer Gnadenerfahrungen im Grunde beseitigt. Das Christentum deckte sich mit der äußern Kirchlichkeit und es konnte z. B. ein König bei eigentlich sittlicher Verworfenheit der „allerchristlichste König" heißen.

41.

Die weiteren Irrtümer waren ebenso grundstürzend. — Von der apostolischen Heilserkenntnis war nur noch ein schwaches Dämmerlicht vorhanden. Die Frömmigkeit bestand in einer Summe von äußern Leistungen und der Gottesdienst wurde größtentheils eine Verehrung des Sichtbaren. Der **Reliquiendienst** artete in ein wahres Heidentum aus. In Rom hüteten besondere Wächter die Gräber der Märtyrer und doch brachte man unzählige Gebeine derselben in andere Länder und trieb damit einen schwunghaften Schacher. Ebenso brachten die Kreuzfahrer viel Zeugs dieser Art aus dem Orient mit — Heu aus der Christuskrippe, Barthaare des Apostels Petrus u. dgl. Keine Kirche durfte ohne irgend einen Artikel dieser Art dastehen. Besondere Wunderkräfte wurden ihnen angedichtet und das Land wimmelte von Wallfahrern nach dieser oder jener Kapelle, wo für den einen oder andern Schaden Hilfe gefunden werden sollte. Den Betrug auf diesem Gebiet schien das Volk nicht zu merken; gibt es ja heute noch in der römischen Kirche mehrere ungenähte Röcke Christi, von welchen jeder echt sein soll. Die Zahl der kirchlichen **Feste** nahm reißend zu und beförderte wesentlich die Veräußerlichung des Christentums. Dem Marienkultus gehörte ein ganzer Festcyklus. Da gab es

das Fest ihrer unbefleckten Empfängnis, am 8. Dezember; das Fest ihrer Reinigung, am 2. Februar, an dem man ihre Kerzen weihte; das Fest ihrer Himmelfahrt, am 15. August. Aus Geschichte und Sage und purer Erdichtung gewann man das wunderbare Leben zahlloser **Heiligen,** welche durch Beatifikationen und Kanonisationen zu Heilsvermittlern gemacht wurden, so daß jedes Land, jeder Stand und Beruf seinen besondern Schutzheiligen besaß. Um keinen zu übergehen, feierte man am 1. November das Fest aller Heiligen, — am 2. November dann das Fest aller Seelen, das den Verstorbenen im Fegfeuer galt. Am Donnerstag nach Trinitatis feierte man das Fronleichnamsfest zur Verehrung der Brotverwandlungslehre. Aufrichtig suchende, wahrhaft heilsdurstige Seelen streckten sich ja bei diesen Festen nach der eigentlichen Gnadenquelle und saugten Honig aus giftigen Blüten, aber ihre Zahl war jedenfalls nicht groß. Die meisten blieben im irrtümlichen System hängen und verließen sich auf ihre Anbetung der Heiligen, ihre Wallfahrten, Gebete, Geldspenden und asketische Übungen. Besonders seelenverderbend wirkte die Lehre der Kirche vom **Fegfeuer** und vom Ablaß. Das Fegfeuer wurde als ein Übergangszustand der Verstorbenen gefaßt, aus dem sie durch Fürbitten der Heiligen und Seelenmessen befreit werden könnten. Für die Kirchenkasse war der letztere Punkt sehr gewinnreich. Reiche Leute vermachten ihr große Summen, um so der Strafe für ein leichtfertiges Leben durch Vermittlung der Kirche zu entgehen. Eine reichere Geldquelle für den Papst, aber von ebenso schlimmer Wirkung auf das Volk, war der **Ablaßhandel.** Ursprünglich sollte ja der Ablaß nur von den zeitlichen Strafen der Kirche dispensieren, — aber die Kirche ließ sich beim Volke den Wahn festsetzen, als könne mit bloßem Geld der Zorn Gottes vernichtet werden. Nun gatten die strengsten Bußprediger erst recht die Aufgabe,

die Gewissen zu schärfen, damit das Volk aus Furcht vor den göttlichen Strafen seine Sparpfennige herausrücke und Ablaß kaufe.

42.

Das sittliche Leben des Volkes stand darum im ganzen auf einer sehr niedrigen Stufe. Man genügte der Kirche durch äußere Leistungen und folgte sonst den Trieben des natürlichen Menschen. So stand es meistens schon bei der Geistlichkeit. Viele derselben waren ja auch weltliche Regenten, hatten ihren Hofstaat, ihre Armee, trieben Politik und zogen in die Schlacht. Sogar die Priester bildeten an vielen Orten einfach die Diener des Bischofs, die seinen Wein mischten, seine Jagdhunde besorgten und daneben die nötigsten Messen lasen. Der Cölibat bewirkte allgemeine Unsittlichkeit unter ihnen. Was waren das oft für Menschen, denen man beichten sollte! Und ihnen folgte das Volk und erging sich oft frei und offen in schändlichen Dingen. Selbst die frommen Leistungen wurden mit schlimmen Sünden vergiftet. Die Wallfahrten nach Rom bildeten eine wahre Schule der Schlechtigkeit. Ebenso fanden sich arge Dinge in den Zellen der Klöster. Die religiöse Unterweisung des Volkes lag sehr im Argen. Während an den Hochschulen die scholastische Theologie blühte und die tausendfachen Irrtümer der Kirche nach den Begriffsbestimmungen der heidnischen Philosophie verteidigt wurden, ließ man das Studium der heiligen Schrift links liegen. Somit fehlte schon dem Priesterstand jede genauere Kenntnis des Wortes Gottes. Was aber in der Kirche aus der Schrift vorgelesen wurde, das geschah in der lateinischen Sprache, welche das Volk nicht verstand. Selbst aber sollte es die Bibel nicht lesen dürfen. **Das Konzil von Toulouse 1229** verbot jedem Laien den Besitz einer Bibel. Niemand sollte die Erlaubnis haben, eine Übersetzung derselben in die Landessprache anzufertigen. Es sollte eben

keiner in seiner religiösen Erkenntnis weiter kommen, als Rom es im Interesse seiner Kirchenpolitik passend finden könnte. Wer äußerlich der Kirche angehörte, ihr Glaubensbekenntnis bejahte, den Papst in seiner Würde anerkannte — der sollte sich für einen guten Christen ansehen. Wer es in seinem religiösen Leben ernster nahm, brachte sich damit leicht in den Verdacht der Ketzerei. Daher waren es die von der Kirche verfolgten sogenannten „Sekten", welche ein reineres Christentum einer neuen Zeit entgegenführten. In der römischen Kirche ging das Gemeinde-Christentum so ziemlich ganz ein. Es gab große Parochien, aber keine Gemeinden im neutestamentlichen Sinne dieses Begriffs. Es gab nur Priester und die von ihr — geschorene Herde. Die Idee der Gemeinde mit einem gesellschaftlichen Halt des einen am andern flüchtete sich in die Vereine. Die Kirche an sich war ja ein Staats- und Geldinstitut geworden. Kein Wunder, daß die Früchte eines so faul gewordenen Baumes nicht gut sein konnten.

VII. Die Träger eines reinern Christentums, — bis zum Auftreten der Waldenser.

43.

Das Verderben in der Kirche vollzog sich nicht ohne lebhafte Proteste solcher, die sonst ganz zu ihr gehörten, dann aber namentlich derjenigen, welche in eigenen Gemeindebildungen eine Reihe von Wahrheiten und Einrichtungen festzuhalten sich bemühten, die in der Bischofs- und Papstkirche fallen gelassen worden waren. Fromme Bischöfe erkannten einzelne Schäden der Kirche in Lehre und Leben und traten dagegen auf. Sie haben ehrlich versucht, die Kirche von ihrem schmachvollen Niedergang zurück zu halten. Aber man blieb eben nur bei einzelnen schlimmen Dingen stehen, ohne den innern Grundriß anzugreifen. Man wollte das System als solches halten. Das sollte richtig sein. Die Verbindung der Kirche mit dem Staat, die vielseitig ausgebildete Hierarchie und auch die pharisäisch geartete Frömmigkeit sollte im ganzen bestehen bleiben. Darum konnte es auch zu keinen eigentlichen Neubelebungen kommen. Die frommen Männer in der Kirche stehen darum auch eben so sehr als Gradmesser ihrer Zeit da, zeigend, wie tief das Verderben schon gekommen sei, gegen welches sie auftraten, — als daß sie den in der Kirche noch vorhandenen Lebensgehalt bezeugen. Die Kirche hatte so viele ungesunde Elemente in sich aufgenommen, daß ihre Wiedergenesung unmöglich wurde. Die Linien zwischen Gott und der Welt, seinem Geist und der Macht der Finsternis, lassen sich halt nicht überbrücken. Einer bessern Zukunft gingen darum diejenigen entgegen, welche mit der Kirche brachen, — zunächst innerlich, und dann auch äußerlich, um so im eigenen Gemeindeleben

das Bild der Urkirche festzuhalten und in diesem Rahmen persönliche Gemeinschaft mit Gott zu pflegen. Daß auch ihnen manches Irrtümliche anhaftete, muß wohl angenommen werden, entschieden aber lange nicht so viel, wie ihre Feinde ihnen aufgebürdet haben, die ihre Geschichte schrieben. Ja, gerade diese Geschichte zeigt, daß die angeblichen Irrtümer ein reiches Glaubens- und Liebesleben bei ihnen nicht zu verhindern vermochten. Es müssen ihre Irrtümer also eher Ansichten und Ideen einzelner gewesen sein, besonders, weil sie der persönlichen Erkenntnis ein weites Recht einräumten, — als daß sie ein förmliches, allen gemeinsames, Lehrsystem gebildet hätten. In der Strömung, von der Kirche sich abzuzweigen, finden wir Männer, welche in dieser Richtung vorbereitend wirkten, wie Claudius v. Turin, andere dann, welche wohl auf apostolische Einrichtungen drangen, in ihrer Wirksamkeit aber nicht apostolische Methoden übten, wie Arnold v. Brescia. In den Katharern und Waldensern schafft sich aber das aus der Urkirche überlieferte stille Gemeindechristentum eine neue Epoche seines Bestandes.

44.

Claudius von Turin zeichnete sich durch seinen gesunden Gegensatz zu Rom aus. Er war in Spanien geboren, kam früh nach Frankreich und eignete sich in den Klosterschulen eine gute Bildung an. Sein erstes Bischofsamt bekleidete er zu Lyon. Hier schrieb er Auslegungen zu mehreren neutestamentlichen Schriften. Ludwig der Fromme sandte ihn darauf nach Italien, um dem hier stark emporwachsenden „christlichen" Heidentum zu wehren. Und hier wirkte er als ein biblischer Reformator in großem Segen. Er bekämpfte den Bilderdienst, die Heiligen- und Reliquienverehrung, die Wallfahrten und die Überschätzung des römischen Stuhls. Sehr schneidig sprach er sich z. B.

über die äußere Verehrung des Kreuzes aus. Er meinte, wenn man jedes Holz verehren sollte, das die Form eines Kreuzes hat, weil der Herr an einem Kreuz gehangen hat, so sollte man auch jede Krippe wichtig finden, weil der Herr in einer solchen gelegen, — und jeden Esel, weil er auf solchem einmal gesessen hat. „Nicht das Kreuz anzubeten, hat uns der Herr befohlen, sondern es zu tragen," meinte er. Infolge seiner energischen Mißbilligung der Wallfahrten nach Rom zog er sich den Unwillen des Papstes zu. Aber er ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern lehrte kühn: „Apostolisch ist nicht, wer auf apostolischem Stuhl sitzt, sondern wer apostolische Pflichten erfüllt, in der apostolischen Lehre bleibt und ihrem Wandel nachfolgt: ohne das ist man ein heuchlerischer Pharisäer." Er unterschied sehr klar zwischen „Kirche" und „römischer Kirche", und bezeugte Christum als den Mittler zwischen Gott und den Menschen. Er wirkte in Turin von 815—835, trotz heftigen Widerstandes vieler Feinde, welche Kaiser Ludwig aufforderten, es doch nicht zu dulden, daß so eine Schlange die Kirche so greulich zerfleische. Aber der Kaiser schützte ihn und so konnte Claudius ruhig fortarbeiten, obschon er als ein toller Sektirer verschrieen wurde. Man beschuldigte ihn arianischer Irrlehren und verbrannte seine Schriften. In seiner Kirche duldete er keine Bilder und bei der Predigt bediente er sich der Landessprache. Er hatte an der Bevölkerung Oberitaliens einen starken Rückhalt, da sie aus Longobarden bestand, die sich den päpstlichen Ansprüchen lange widersetzten. Somit fand seine reformatorische Wirksamkeit einen fruchtbaren Boden. Man spricht sogar von seinen Nachfolgern als einer eigenen Richtung — den Claudisten, die viel dazu beigetragen haben, daß in dieser Gegend Jahrhunderte lang eine reinere Erkenntnis der Heilswahrheiten bewahrt wurde.

45.

Peter v. Bruys und Arnold v. Brescia sind bedeutende Erscheinungen in der eine neue Gestaltung der Kirche anstrebenden Strömung ihrer Zeit. Peter von Bruys war ein römischer Priester im südlichen Frankreich. Als ein Schüler des freisinnigen Abälard hatte er selbständig denken gelernt und durch fleißiges Studium der heiligen Schrift kam er zur entschiedenen Opposition gegen die römische Kirche. Leider haben seine Feinde auch seine Geschichte geschrieben und ihm natürlich vieles zur Last gelegt, was schwerlich wahr ist. Soviel geht aber aus all den Berichten über ihn hervor, daß er ein apostolisches Christentum anstrebte. Er bildete eine eigene Richtung von Gesinnungsgenossen, die man nach seinem Namen nannte. Sie verwarfen die Tradition und beriefen sich einzig auf die heilige Schrift. Die Kirche sollte eine Gemeinschaft wahrer Bekehrter sein, deshalb hielten sie die Kindertaufe für einen Irrtum. Ebenso leugneten sie die römische Abendmahlslehre und maßen die Hierarchie an den Vorbildern der Urkirche. Nicht aus den Citaten aus den Kirchenvätern wollten sie die Würde der Bischöfe bewiesen haben, sondern aus der heiligen Schrift. Das alles waren ihrem größten Gegner, der ihre Geschichte dargestellt hat, — „Peter dem Ehrwürdigen", Abt des Klosters zu Klügny, — „verabscheuungswürdige Ketzereien." Peter von Bruys wurde i. J. **1126** verbrannt. Seine Anhänger sollen in Fanatismus ausgeartet sein — am Karfreitag z. B. Kreuze zerschlagen und Fleisch damit gekocht haben, — Beschuldigungen, die sehr mißtrauisch aufgenommen werden müssen. Andere Männer ähnlicher Richtung waren **Henri v. Lausanne** und **Gerhard Segarelli**. Die Petrobrusianer und Heinricianer werden als Vorläufer der Waldenser bezeichnet (v. Döllinger). Weniger richtig in der Methode seines Wirkens erscheint **Arnold v. Brescia**. Auch er wirkte in der

ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Auch er war Abälards Schüler und vertiefte sich in das Studium der heiligen Schrift. Das Verderben der Geistlichkeit ließ ihm keine Ruhe und bald zog er gegen dasselbe und andere römische Irrtümer kräftig zu Felde. Er wollte die apostolische Einfachheit wieder herstellen, verwarf den Güterbesitz der Kirche und den Zehnten der Geistlichkeit. Er selbst zierte seine Lehre mit einem selbstverleugnenden Leben, so daß der heil. Bernhard jammerte: „Wäre nur seine Lehre wie sein Leben!“ Am meisten brachte seine Verwerfung der Kindertaufe und seine Forderung der gänzlichen Trennung von Kirche und Staat seine Gegner in Harnisch. Er mußte aus Italien fliehen, wurde aber in Frankreich auf einer Synode verdammt, namentlich auf Betrieb des heil. Bernhard, der ihn schon als Schüler Abälards heftig bekämpfte. Längere Zeit fand er eine Zuflucht in Zürich, ging aber von hier nach Rom, wo er durch seine flammenden Reden das Volk dermaßen gegen die Hierarchie aufzustacheln wußte, daß man den Papst vertrieb und eine republikanische Verfassung einsetzte. Der Papst gewann jedoch den Kaiser Friedrich Barbarossa für sich und dieser ließ Arnold verhaften und **1156** hinrichten. Seine Ideen wirkten noch lange fort. Dadurch, daß er sich in seinem religiösen Kampf auch auf das politische Gebiet begab, hat er seiner Sache freilich sehr geschadet.

46.

Die Bogomilen bilden ein wichtiges Glied in der Kette der die apostolische Art anstrebenden Gemeinden, die sich von den ersten Jahrhunderten an bis zu den Waldensern hinzieht. Sie traten in den von den Paulicianern bewohnten Gegenden auf, machten sich aber erst im elften Jahrhundert in Bulgarien so bemerkbar, daß sie hier von den staatlichen Behörden als gefährlich hingestellt wurden.

Sie sollen mit einer älteren, aus dem 4. Jahrhundert stammenden Richtung zusammenhängen, den **Euchiten**, d. h. Betern, deren Hauptpunkt im geistlichen Leben das stille Gebet war, womit sie den im Menschen wohnenden Dämon bekämpften. Ähnlich, wie sie, betonten auch die Bogomilen das Gebet, besonders des Vaterunsers, das sie wenigstens 7 mal des Tages und 5 mal nachts beteten. Der Name Bogomil bezeichnet einen vom Herrn Geliebten, welchen Ausdruck sie oft im Munde führten. Er ist slavischen Ursprungs, — Bog = Herr, und — milui = erbarm Dich. Ihre Lehre soll dualistisch gewesen sein, so daß aus Gott zwei Prinzipien emaniert seien, — Satanael, als das böse, und später Christus, als das gute. Jesus entquillt dem ewigen Herzen Gottes, wird von Maria durchs Ohr empfangen, geht durch ihren Leib und erscheint dann in einem Engelleibe. Ob solche Darstellung ihrer Lehre richtig ist, muß wenigstens sehr fraglich sein. Wahrscheinlich gab es unter ihnen grübelnde Naturen, die so dachten. An der Kirche verwarfen sie das meiste ihres äußeren Bestandes, so die Bilderverehrung und sogar die äußere Taufe. Die prächtigen Kirchengebäude sollen sie für Wohnplätze böser Geister erklärt haben. Sie tauften die zu ihnen Übertretenden noch einmal, aber ohne Anwendung von Wasser. Dem Ritus ging eine sorgfältige Prüfung voraus und der Aufzunehmende mußte sich verpflichten, alles das geheim halten zu wollen, was ihm offenbart werden würde. Die Weihe, welche die Taufe vertrat, bestand nun darin, daß der Betreffende niederkniete, worauf ihm das Evangelium Johannes aufs Haupt gelegt, der heilige Geist angerufen und das Vaterunser gebetet wurde. Am geistlichen Leben unterschieden sie mehrere Grade. Vom alten Testament sollen sie nur die Propheten und Psalmen für Gottes Wort gehalten haben. Da sie aus der Kirche nicht förmlich austraten, so bildeten sie nur so

eine Art von Verein oder Bruderschaft. Es war darum schwer, ihre Glieder zu entdecken. Selbst unter den Adeligen hatten sie Anhänger, da sie sich durch ein streng sittliches Leben empfahlen. Sie machten viel aus Fasten; ebenso sollen sie die Ehe verworfen haben. Jedenfalls haben sie der Askese eine große Bedeutung beigelegt. Ihr bedeutendster Lehrer war ein gewisser **Basilius**, der ihr Lehrsystem ausgebaut und ihnen mit 12 Aposteln vorgestanden haben soll. Der griechische Kaiser Alexius wußte ihn mit List nach Konstantinopel zu bekommen und ihm hier seine Glaubensansichten zu entlocken. Er bekannte sich zu denselben auch auf der Folter und so wurde er **1116** mit vielen seiner Genossen hingerichtet. Über die andern erging eine schwere Verfolgung, welche ihre Flucht nach Italien und Frankreich zur Folge hatte.

47.

Vallenser oder Thalleute in den Appeninnen und den westlichen Distrikten Oberitaliens scheinen die Nachkommen eines sich hier Jahrhunderte lang von Rom unabhängig bauenden Kirchenwesens gewesen zu sein, welche sich später in die fester gefügten Gemeinden der Katharer und Waldenser umbildeten. Daß in diesen Gegenden ein freierer Geist wehen durfte, zeigt ja die Wirksamkeit des Claudius von Turin. Aber auch ohne besondere Führer widersetzte sich hier das einfache Gebirgsvolk den päpstlichen Einrichtungen und so erhielt sich hier die Priesterehe und die Predigt in der Landessprache bis in das 10. Jahrhundert. Diese Opposition gegen Rom scheint bei den einfachen Thalleuten westlich von Turin bis zur Bildung selbständiger kirchlicher Genossenschaften gediehen zu sein. Hierher flüchteten zudem zahlreiche, sogenannte „Häretiker“ aus dem Osten Europas. „Reste manichäischer Sekten fanden hier Gesinnuugsgenossen.“ (Erbkam). Vertriebene

Paulicianer und Bogomilen wanderten hier ein und auch vom Westen kamen derartige Leute, so daß es hier einen Herd reinerer Erkenntnis gab. Der Hauptsitz dieser alt-evangelischen Christen waren die von den Cottaschen Alpen in die weite Ebene von Piemont sich herabsenkenden Thäler, besonders Luzern, mit Agrogne und La Tour. Dasselbe ist von hohen, mit Wald bestandenen Bergen eingeschlossen und wird vom Peliceflüßchen durchschlängelt. Die Bergabhänge sind noch heute mit Weinreben bedeckt. Hier ist der Hauptort der von Rom abweichenden Genossenschaften Oberitaliens, deren früheste Geschichte noch nicht erhellt ist. Sie treten zuerst als Vallenser auf, aber schon im 12. Jahrhundert heißen sie Waldenser; sicher aber ist es, daß sie weit früher vorhanden waren. Was sie vor anderen Gesinnungsgenossen auszeichnete, ist der Umstand, daß sie hier in kompakter Masse das ganze Thalgebiet bewohnten, und zwar so ausschließlich, daß sie dasselbe bei Angriffen verteidigen konnten. Ihre besondere Lehren treten als waldensische Irrtümer auf. Ihre eigene, im geheimen gepflegte Litteratur aber zeigte, daß sie schon vor dem 12. Jahrhundert einen Reichtum an biblisch richtiger Erkenntnis gehabt haben müssen.

48.

Die Katharer bildeten die bedeutendste Richtung des Mittelalters, von der sich die römische Kirche bedroht fand. Sie traten unter diesem Namen im 10. Jahrhundert auf und erst zu Schluß des 13. von der Bildfläche der Geschichte wieder ab. Um den Schluß des 11. Jahrhunderts hieß es in Spanien, Frankreich, Italien und den Rhein entlang, sie seien zahlreich wie der Sand am Meere. Ebenso waren sie in Bulgarien und Dalmatien zu finden. Heute gilt es wohl als ausgemacht, daß sie in den Paulicianern und Bogomilen ihre Vorläufer haben. Viele von diesen flüch-

teten ja nach dem westlichen Europa und jeder war ein Missionar. Die elenden Zustände in der Papstkirche im 10. und 11. Jahrhundert bewirkten, daß sich ihnen die tiefer Denkenden sehr zahlreich zuwandten. Erst um **1150** scheint die römische Kirche diese weitgreifende Strömung in ihrer für sie gefährlichen Bedeutung erkannt zu haben. Denn erst von diesem Zeitpunkt an erscheinen Berichte über ihre „greulichen Lehren“ — und Aufforderungen zu ihrer Bekämpfung. Man nannte sie Publicani, d. h. Paulicianer, dann Bulgari, boni homines, d. h. gute Leute; in Italien hießen sie auch Paterini, so viel wie „Lumpengesindel,“ nach einem verachteten Stadtteil in Mailand. Im nördlichen Frankreich hatten sie den Namen — Tisserands, d. h. Weber; in den Niederlanden — Piphles, — wohl von Publicani gebildet. Im südlichen Frankreich hießen sie auch Albigenser, nach dem Städtchen Albi, einem ihrer Hauptsitze. Im allgemeinen hieß man sie jedoch „Katharer,“ d. h. die Reinen, eine Bezeichnung, welche sie schon aus dem Orient mitbrachten. Daraus ist dann das deutsche Wort „Ketzer“ entstanden, als ein Name für einen jeden, der von der Kirche in straffälliger Weise abwich. Der rege Handelsverkehr zwischen den griechischen Ländern und Italien erleichterte die Einwanderung der sogenannten Häretiker, die hier namentlich im Handwerkerstand einen günstigen Boden für ihre Ideen fanden. Italien, namentlich die Lombardei, und das südliche Frankreich wurden die Hauptsitze und Mittelpunkte der Katharer. Um 1250 sollen sie 16 große Kirchen mit eigenen Bischöfen gebildet haben, — so zu Florenz, Bergamo, Mantua, Verona; im südlichen Frankreich zu Toulouse, Albi; — ebenso einen Hauptsitz im nördlichen Frankreich. Weiter wird eine Kirche in Konstantinopel, und Philadelphia in Kleinasien erwähnt; ebenso eine in Bulgarien und Dalmatien. Somit unterschieden sie sich nach Nationalitäten. Man sprach von fünf Kirchenkörpern mit eigenen

Bischöfen. Jede Nationalkirche verwaltete ihre eigenen Angelegenheiten und doch pflegten sie Verkehr mit einander. Gelegentlich kamen auch Bischöfe von dem Orient nach dem Westen, so um 1167 **Bischof Niketos**, den man „Papst" hieß. Er war zu Toulouse auf einer Synode anwesend. Wahrscheinlich sind aber in solchen Angaben die Vorstellungen und Benennungen der römischen Kirche auf die Katharer übertragen.

49.

Die Opposition der Katharer gegen die römische Kirche soll eine äußerst radikale gewesen sein. Sie unterschieden scharf zwischen Kirche und „römischer Kirche". Letztere sollen sie eine Satanskirche geheißen haben. Sie tadelten schon das Bauen so großer, kostspieliger Kirchengebäude. Die Glocken nannten sie des Teufels Trompeten und die Priester eitel Pharisäer, welche den Menschen Lasten aufbürdeten, die sie selber nicht trügen. Sie wiesen darauf hin, daß die wahre Kirche in dieser Welt Verfolgung *leiden*, nicht aber solche über andere verhängen müsse. Sie sagten, die apostolische Kirche lehrte zuerst und taufe hernach, die römische mache es umgekehrt. Erstere hatte keine Reichtümer, keine Erzbischöfe, Primaten, Kardinäle, u. s. w. Darum erklärten sie die römische Kirche für das auf dem Tier sitzende Weib in der Offenbarung, und den Papst für den Antichrist. Seine Herrschaft beruhe ja auf Gewalt und Ungerechtigkeit; Christi Diener könne er also nicht sein. Am römischen Gottesdienst war ihnen so ziemlich alles verwerflich, — der Altar, die Priesterkleidung, die Messe, die Verehrung des Kreuzes und andere Äußerlichkeiten. Die Taufe der römischen Kirche setzten sie der Johannestaufe gleich, der die eigentliche Geistestaufe bei ihnen folgen müsse. Darum trugen sie kein Bedenken, ihre Kinder zur Taufe zu bringen, wo sie im Falle der Verweigerung deswegen verfolgt worden wären. Auch das

römische Abendmahl hielten sie für eine bloße Ceremonie, die man schon mitmachen könne. Einen Segen erwarteten sie nicht davon, weil nach ihrer Ansicht derselbe wesentlich an die Würdigkeit des Spenders geknüpft war. Den Priester aber sahen sie ja nicht als einen wahren Diener Christi an. Sie kamen also zur Kirche und machten deren Ceremonien mit, wenn sie dadurch Verfolgungen entgehen konnten. Mithin bildeten sie an vielen Orten nur so eine Art von Verein oder Bruderschaft, welcher seine Eigenart in heimlichen Zusammenkünften ausprägte. Wo sie sich jedoch stark genug fühlten, der römischen Kirche trotzen zu können, da traten sie offen hervor, z. B. im südlichen Frankreich. An andern Orten waren sie oft in großer Anzahl vorhanden, ehe man sie ausfindig machte. Die Römlinge beschuldigten sie deshalb der List und Heuchelei, ein Vorwurf, — den sie zurückwiesen, weil sie die Beteiligung am römischen Kirchenwesen für etwas bloß Äußerliches ansahen.

50.

Das sogenannte Lehrsystem der Katharer soll eine Weiterbildung manichäischer Irrtümer gewesen sein, — soll — denn sämtliche Berichte darüber stammen aus der Feder ihrer Feinde. Diese erzählen, daß sie sich in zwei Hauptparteien geteilt haben, die dualistische und die monarchianische. Die erste Richtung nahm zwei gleichmächtige Urwesen an, welche einander bekämpften; die andere ließ den Satan, Lucifer, als einen von Gott abgefallenen Engel gelten. Satan soll dann den dritten Teil der Engel verführt und mit sich auf die Erde gerissen haben, die er sich als sein Fürstentum gebildet hatte. Um ihnen die Rückkehr in den Himmel unmöglich zu machen, habe er sie in irdische Leiber eingeschlossen, neben ihnen aber andere Menschen erschaffen, die erlösungsunfähig sind. Um die

himmlischen Seelen aus ihrem Kerker zu erlösen, sei Christus in einem Scheinleib auf die Erde gekommen Er weckt in diesen das Heimweh nach oben und zeigt ihnen den Weg der Rettung. Derselbe besteht wesentlich in den asketischen Übungen der Katharer. Bis die himmlische Seele zum Glauben an Gott kommt, muß sie von einem Menschenleibe in den andern wandern und sogar zeitweilig in Tierleibern wohnen. Erst als Katharer findet sie Aufnahme in die himmlischen Hütten. Eine Auferstehung des Leibes sollen sie verworfen haben. Den Gott des alten Testaments sollen sie als den bösen Gott betrachtet haben und deshalb die geschichtlichen Bücher des alten Testaments verworfen und nur die Propheten und Psalmen nebst dem neuen Testament als kanonisch angesehen haben. Der Gott des alten Testaments gebiete ja, zu hassen, zu töten, zu schwören, erlaube die Polygamie — alles Dinge, welche der gute Gott des neuen Testaments verwerfe, und statt dessen die Liebe in die Welt gebracht habe. Vermittelst der allegorischen Schriftauslegung sollen sie ihre Ansichten aus der heiligen Schrift gerechtfertigt haben. So sei z. B. der Himmel der Acker, auf den der Feind Unkraut gesäet habe; das verlorene Schaf seien die gefallenen Engel, welche Christus zu suchen kam. Die eheliche Verbindung sei die erste Sünde gewesen. Das ganze nimmt sich phantastisch genug aus und zeigt, daß die Katharer wenigstens über die Schrift nachgedacht und gegrübelt haben, daß ihnen aber der Begriff von der fortschreitenden Offenbarung Gottes in der Geschichte gefehlt und daß sie in der Auslegung der Schrift im allgemeinen innerhalb der Anschauungen der römischen Kirche stehen geblieben sind; denn da lernten sie, ihre Ideen dem Schriftwort unterzulegen. Vieles hat in diesem Lehrsystem ja nur christliche Namen. Daß ihnen freilich wohl das meiste davon in feindlicher Absicht angedichtet worden ist, darf wohl angenommen werden.

51.

Die Gemeindeeinrichtungen der Katharer zeigen teils eine Reihe entschieden apostolischer Züge, teils tragen sie den Charakter eines Geheimbundes an sich, was damit zusammenhängt, daß sie sich meistens nur mit großer Verschwiegenheit behaupten konnten. Sie schieden sich in Gläubige und Vollkommene. Die Gläubigen blieben zunächst in ihrem Beruf stehen, durften heiraten, Eigentum besitzen, in Fällen der Not auch die Notwehr üben. Sie unterhielten größtentheils die Vollkommenen. Die meisten ihrer Glieder gewann die Richtung aus dem Handwerkerstande, besonders der Weberzunft. Erst allmählig wurde der einzelne in das weit ausgesponnene Lehrsystem der Katharer eingeweiht. Jahre lang soll man die neu Aufzunehmenden geprüft haben. Als wandernde Handwerker verbreiteten sie dann die neuen Ideen. Alle Gläubigen mußten aber versprechen, die wichtigsten Handlungen der Gemeinschaft, namentlich die Handauflegung, das **Consolamentum,** als die Geistestaufe, an sich vollziehen zu lassen und später die damit verbundenen Verpflichtungen zu halten. Die Vollkommenen waren solche, welche das Consolamentum empfangen hatten. Ihrer waren nicht viel. Im Jahre 1240 soll es in der ganzen Gemeinschaft nur 4000 gegeben haben, während in Italien z. B. wohl ein Drittel der Bevölkerung zu den Katharern freundlich stand. Aus den Reihen der Vollkommenen gewann man die Geistlichen. Wo sie irgend Freiheit der Bewegung hatten, da waren die Gemeinden wohl gegliedert, hatten Bischöfe, Prediger und Diakonen, und auch Diakonissen. Wichtige Angelegenheiten wurden auf Synoden besprochen. Für die kirchliche Versorgung der Gemeinden mit dem Worte Gottes wurde viel gethan. Während sich die römische Kirche um die religiöse Unterweisung des Volkes wenig kümmerte, hatten die Katharer vortreffliche Schulen, — namentlich

auch für ihre Prediger, an gesicherten Orten. Ihr trefflicher Jugendunterricht gewann ihnen viele Anhänger. Sie besaßen die Bibel in der Übersetzung in die Landessprache und jeder Prediger hatte immer ein neues Testament bei sich. Die Wanderprediger gingen immer je zwei und zwei, kehrten bei reich und arm ein und brachten viel Trost in heilshungrige Herzen. Die Katharer sahen darauf, daß immer einige aus ihrer Richtung die besten Universitäten durchmachten, damit sie ihre Stellung mit wissenschaftlichen Waffen gegen die römischen Priester verteidigen könnten. In der Disputierkunst waren sie gut beschlagen und die Römlinge hatten daher bei ihnen keinen leichten Stand. Infolge ihres Fleißes und der Opferwilligkeit der Gläubigen waren die Gemeinden mit Mitteln gut versorgt, so daß weder ihre Geistlichen, noch ihre Armen oder Kranke Not zu leiden hatten. Für letztere hatten sie eigene Hospitäler. Die meisten Züge ihrer Gemeindeeinrichtungen zeigen eine auffallende Ähnlichkeit mit denen der Waldenser.

52.

Als besonders heilige Handlungen betrachteten die Katharer vier: die Buße; die Ordination; die Brotbrechung; und die Handauflegung. Andere geben auch nur zwei an: die Handauflegung und die Segnung des Brotes. Der römische Begriff eines Sakramentes als eines äußern Mittels, an das unbedingterweise die Gnade Gottes gebunden sein sollte, wiesen sie ab und knüpften den Segen der heiligen Handlung an die innere Würdigkeit des Empfangenden und des Geistlichen. Die **Buße** bestand in einem persönlichen Sündenbekenntnis bei dem Eintritt in die Reihe der Vollkommenen, sowie dann bei jeder Sünde, in die man fiel, vor dem Vorsteher derselben. Nach dem Bekenntnis erhielt er von diesem eine besondere Segnung. Die **Ordination** bestand in der Weihe der Geistlichen zu

ihrem Amte. Sie wurde vom Bischof, oder mit dessen Erlaubnis, vom Prediger vollzogen. Der Bischof oder Prediger legte dem Betreffenden das neue Testament und die Hände auf das Haupt und weihte ihn durch Gebet. Rückte der Prediger zum Bischofsamt vor, so empfing er eine neue Weihe. Ebenso vollzog man sie an Diakonen und Diakonissen. Das **Brotbrechen** bestand darin, daß am Anfang eines Mahles ein Brot in besonderer Weise von einem Vollkommenen gesegnet wurde, indem so einer das Vaterunser darüber betete. Eine sakramentale Handlung sollte es wohl nicht sein, aber es wurde doch einem so gesegneten Brot von den Gläubigen eine besondere Kraft beigelegt. Es sollte einen hohen Grad von Reinheit haben und 12 mal jährlich feierte man gemeinschaftliche Mahlzeiten, bei denen die Vollkommenen und Gläubigen solches Brot aßen und sich dann den Friedenskuß gaben. Die **Handauflegung** bezeichnete den Eintritt des Gläubigen in die Reihe der Vollkommenen. Es war dieses die Geistestaufe der Katharer, die Versiegelung des ewigen Lebens, die Tröstung, das **Consolamentum**, — weil damit der Tröster, der Paraklet in besonderer Weise bei dem Betreffenden Einzug hielt. Man hieß diesen Schritt darum auch — „ein gutes Ende machen“, und jeder Gläubige beabsichtigte denselben, verschob ihn aber oft bis zur Todesstunde. Der zu Tröstende wurde geprüft, ob er versprechen wolle, von nun an ganz Gott anzugehören; keinen Besitz zu haben; auf die Ehe zu verzichten oder eine bestehende Ehe zu lösen; stets die Wahrheit zu sagen; sich an keinem Krieg zu beteiligen; nicht zu schwören; keine animalische Nahrung zu genießen; seinen Glauben mit dem Tode zu besiegeln, wenn es sein müßte. Versprach er das knieend, so legte ihm der Bischof oder Vorsteher das Ev. Johannes und seine Hände auf's Haupt und weihte ihn. Der Bruderkuß besiegelte die neue Ver-

bindung; Frauen küßten das Evangelienbuch. Statt des Bischofs konnte im Notfall irgend einer der Vollkommenen, oder „Getrösteten“ die Weihe vollziehen, selbst Frauen. Die Katharer sollen gelehrt haben, daß ohne dieses Consolamentum die Erlangung der Seligkeit nicht möglich sei. Um die Weihe durch einen Sündenfall nicht wieder zu verlieren, sollen sich viele durch die „Endura“, d. h., durch eigene Entziehung jeglicher Nahrung nach dem heiligen Akt, dem Tode geweiht haben.

53.

Das sittliche Leben der Katharer war ein aufrichtiges Bestreben, Christo nachzufolgen. Ihre Frömmigkeit mußten ihre Feinde anerkennen, wenn sie dieselbe auch aus unlautern Gründen ableiteten. Im Jahre 1269 wäre in Ferrare ein Katharer beinahe zu einem Heiligen der Kirche erklärt worden, infolge seines gediegenen Wandels und der Wunder an seinem Grabe. Ein 30jähriger Prozeß erbrachte aber den Beweis, daß der Mann ein Ketzer gewesen sei. Das bewog denn den Papst, die Heiligsprechung anstehen zu lassen. Das persönlich christliche und das kirchliche Leben der Katharer war einfach aber gehaltvoll. Nicht in großen Kathedralen hielten sie ihre Gottesdienste ab, wohl aber in Schlössern und Hütten, in Kellern und Scheunen, Wäldern und Feldern. Die meisten derselben mußten natürlich so eine Art von Familiengottesdienste sein, wo sich alt und jung, Gesinde und Arbeiter, um das Wort Gottes scharte. Man wurde ohne Altar und Kanzel fertig. Die Stelle derselben vertrat ein weiß bedeckter Tisch und auf diesem lag ein neues Testament, in welchem gewöhnlich Ev. Joh. 1. aufgeschlagen war. Dieser Stelle legten sie großes Gewicht bei. Für ihre kirchliche Versorgung brachten sie große Opfer, ließen ihre Jugend in guten

Schulen unterrichten und durch Bibelübersetzungen in die Landessprache das Wort Gottes reichlich unter allen wohnen. Für ihre Geistlichen unterhielten sie eigene Anstalten. Im südlichen Frankreich sorgte während der schweren Verfolgung im 12. Jahrhundert eine angebliche Weberschule in einem abgelegenen Thal für die Vorbildung derselben. Sogar in Rom hatten sie um diese Zeit eine eigene Schule. Gerade ihre Leistungen auf dem Gebiet des Jugendunterrichtes gewannen ihnen viele Anhänger. Das eigentliche Ideal ihrer Frömmigkeit stellten natürlich die Vollkommenen dar. Sie waren es auch vornehmlich, welche neue Genossen warben und weiten Kreisen Belehrung und Trost brachten, da sie immer mit dem Worte Gottes versehen waren. Sie gingen immer zu zweien. Wo sie sich aufhielten, da genossen sie wegen ihrer Sittenreinheit und Nächstenliebe große Verehrung. Grafen und Herren suchten ihnen zu dienen und viele römische Geistliche ließen sich von ihnen beeinflussen. Man suchte ihren Segen, indem man vor ihnen die Kniee beugte und sagte: „Guter Christ, segnet mich!“ Ebenso begehrte man den Segen der vollkommenen Frauen. Man erkannte die Vollkommenen schon äußerlich an ihrer einfachen, schwarzen Kleidung und oft bleichen Gesichtsfarbe, welche vom vielen Fasten herrührte. Sehr hoch hielten sie vom Vaterunser. Immer wieder wurde es gebetet und sättigte das Herz. Viele sind für ihren Glauben in den Tod gegangen und ein zeitgenössischer Schriftsteller frägt einmal, wie es zu erklären ist, daß diese „Glieder des Teufels“ in ihrer Ketzerei einen so festen Mut finden, wie er kaum bei sehr „frommen Christen“ anzutreffen ist.

54.

Ein eigentümlicher Gegensatz zwischen Lehre und Leben bei den Katharern muß jedem auffallen, der sich mit ihrer

Geschichte beschäftigt. Ihr Leben ist im ganzen ein Erweis lebendigen Christentums, — wenn auch im Gewande ihrer Zeit, ihre Lehre enthält grundstürzende Irrtümer, — wenn, ja wenn wir hierüber zuverlässige Nachrichten haben. Das ist aber nicht der Fall. Von ihrer eigenen Litteratur ist nur eine Übersetzung des neuen Testaments in romanischer Sprache und ein Ritual erhalten. Letzteres gibt für die ihnen zugeschriebenen Irrlehren keinen Anhalt. Die Hauptquelle ihrer Geschichte bildet das Werk eines **Rainerio Sacchoni** v. Piacenza, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte und lange ein Glied der Katharer war, sodann sich von ihnen abwandte und sich dem Dominikanerorden anschloß. Der Papst ernannte ihn nun zum Inquisitor der Lombardei, und in dieser Stellung schrieb er seine Darstellung der Irrtümer seiner früheren Glaubensgenossen. Ganze Teile des seinen Namen tragenden Buches sind freilich als spätere Zusätze erkannt worden, und wie treu seine eigenen Angaben sind, ist eben auch noch nicht ausgemacht. Somit muß das ganze Werk mit berechtigtem Mißtrauen aufgenommen werden, und ebenso die Prozeßakten, aus welchen man die weiteren Kenntnisse dieser Richtung schöpfen will. **Ihre Feinde haben ihre Geschichte geschrieben** und wie die ausfallen würde, sollte sich eigentlich jeder denken können. Das sogenannte Lehrsystem der Katharer ist schon zu kompliziert, als daß es hätte geistiges Eigentum weiterer Volkskreise sein können. Eher nimmt es sich so wie die spekulativen Ideen eines Böhme oder Michael Hahn aus. Es gab schon zu jener Zeit solche, welche bei den Katharern keine dualistischen Ansichten entdeckt hatten; schon Historiker jener Zeit meinten, das ganze sei eine Verleumdung ihrer Feinde, welche sich damit einen Anlaß geschaffen hätten, sie zu vernichten. Es mögen Schulmeinungen einzelner gewesen sein, welche ohne weiteres allen angerechnet wurden. Auch was von ihrer „Endura“ und ihrer Leugnung der Auf-

erstehung berichtet wird, ist vielleicht mehr üble Nachrede als Thatsache. Die Bedeutung der Richtung liegt vorzugsweise in ihrer Opposition gegen Rom und ihrer Betonung einer einfachen Nachfolge Christi. Ihre Charakteristik von einem ihrer Feinde, dem Dominikaner, **Bernhard Gui,** v. Jahre 1320 liefert uns wahrscheinlich ihr richtigstes Bild: „Sie sagen, daß sie gute Christen seien, nicht schwören, nicht lügen, nichts Böses von andern reden; sie töten keinen Menschen; sie zerren am Sakrament des Abendmahls, sagend, der Leib Christi sei nicht darin enthalten, — ebenso an der Beichte, sagend, die Priester könnten weder binden, noch lösen, da sie selber Sünder seien; ferner sagen sie, daß sie den Glauben an Jesum und sein Evangelium haben und halten, wie Christus und die Apostel es gelehrt haben, und daß sie deswegen von der römischen Kirche verfolgt werden; sie verteidigen sich mit der Schrift und lesen diese in der Landessprache, daher verwerfen sie die Einrichtungen der römischen Kirche.“ Wird ein solches Zeugnis nicht entkräftet, so müssen sie als wahre Christen verehrt werden, die um ihres Glaubens willen verfolgt worden sind. Ihre entschiedene Hinneigung zum Urchristentum wird heute von zuverläßigen Historikern bezeugt. (s. Erbkam.) —

55.

Es lag in der Natur der römischen Kirche, daß sie die Katharer auf Leben und Tod bekämpfte. Am schlimmsten ging es im südlichen Frankreich her; denn hier hatte die römische Kirche den Katharern so ziemlich das Feld überlassen müssen. Hier hatte sie und ihre Diener alle Achtung verloren, da die Bischöfe nur hie und da das Land durchzogen, um Steuern einzutreiben, sonst aber die kirchlichen Riten von unwissenden Priestern verwalten ließen. Zudem lebten die Kleriker hier in großen sittlichen Ungezogenheiten.

Kein Wunder, daß sich da das Volk den Katharern zuwandte, welche den Notleidenden Gutes thaten und einen musterhaften Lebenswandel führten. Vor ihrer Frömmigkeit hatte auch der Leichtsinnige noch Achtung und Adelige und Reiche machten ihnen Geschenke und brachten ihnen ihre Kinder zur Erziehung. In diesem Land der Minnesänger zeigten die Katharer, wie die christliche Religion selbst die Massen beherrschen kann, — nicht durch Gewalt, sondern durch die Macht einer gesunden Frömmigkeit. Auf die Dauer vermochte aber die römische Geistlichkeit so einen Zustand nicht zu ertragen. **Innocenz III.** warf sich mit ganzer Energie auf die Ausrottung der Häretiker. Mit seinen ersten, hoch zu Roß trabenden Gesandten richtete er freilich nicht viel aus. Das erkannte vor allen der sittenstrenge spanische Priester Dominikus und deshalb gründete er den ersten Bettlerorden, so daß nun auch römische Wanderprediger das Volk unterrichten und ihm durch ihre Armut und Sittenreinheit imponieren sollten. Als aber auch dadurch nur wenige Katharer von ihrer Überzeugung abgebracht wurden, da ließ der Papst 1209 einen **Kreuzzug** gegen sie predigen. Er erklärte sie für ärger als die Sarazenen und verhieß jedem die ewige Seligkeit, der gegen sie ausziehen würde. Und nun überflutete vom Norden Frankreichs ein Heer von 200,000 Kriegern den Garten Europas und machte ihn in einem 20jährigen Ketzerkriege zur Wüste. Die meisten Grafen verließen bald die Sache der Katharer; einige kämpften lange für sie, wurden aber schließlich besiegt. Das Kreuzheer hauste entsetzlich. Bei der Erstürmung der Stadt Beziers sagte z. B. der kommandierende Bischof: „Schlagt nur alles nieder; der Herr wird die Seinen schon kennen." Viele Tausende der Katharer wurden erwürgt und so viele eingekerkert, daß es an Material fehlte, Gefängnisse zu bauen. Im Jahre 1229 setzte dann der Papst ein eigenes **Inquisitionsgericht** ein, um die Ketzer

aufzuspüren und hinzurichten. Ebenso traf er eine Reihe anderer Bestimmungen, um sie zu vernichten. Nicht minder grausam ging es in Italien über sie her. Lange hielten sie sich in der Verborgenheit, erlagen aber im ganzen ihren Verfolgungen mit dem Schluß des 13. Jahrhunderts. Die letzten Reste fand man um 1430 in Bosnien.

56.

Ueberblicken wir die Entwicklung der außerkirchlichen Gemeinden bis zum Jahre 1200, so sehen wir, daß vom 2. Jahrhundert an kleinere und größere Gruppen und schließlich weitgreifende, zum teil geschlossene Richtungen unter verschiedenen Namen derart auftreten, daß sie einander die Hand reichen. In Nebenpunkten verschieden, stimmen sie darin überein, daß die Herausbildung einer Bischofs- und Priesterkirche und schließlich der römischen Kirche, mit dem Papst als einem weltlichen Herrscher an der Spitze, ein so gefährlicher Abfall von der ursprünglich gestalteten Kirche sei, daß die Absonderung von derselben ihnen zur Heilsfrage werden mußte, weil sich ihre Lehren und Einrichtungen zu den Worten Christi und seiner Apostel in direktem Widerspruch befanden. Der Autorität der Kirche stellten sie Christi Anordnungen und die apostolischen Einrichtungen entgegen und da erschien ihnen die Gestalt derselben als einer äußern Weltmacht dem Antichristen ähnlicher als der Braut Christi. Sie fanden im neuen Testament das Bild der Gemeindekirche, deren einzelne Abteilungen einzelnen Familien gleichen, welche durch das Band der Liebe mit einander verbunden sind. Aus diesem Begriff der Kirche ergaben sich die meisten ihrer Eigentümlichkeiten, namentlich auch eine große Freiheit in persönlichen Anschauungen. Es fanden sich auch Irrtümer. Aber diese wurden mit den Waffen

des Geistes bekämpft. **Irgend einen Zwang in Glaubenssachen hielten sie für unrecht.** Zuverlässige Historiker bezeugen die innere Verwandtschaft der Novatianer, Priscillianisten, Paulicianer, Bogomilen und Katharer — als Verzweigungen einer großen „Sektenfamilie“, die in der Hauptsache einer und derselben Gesinnung ist. (So Döllinger). Wie sich die Christengemeinden im 2. und 3. Jahrhundert vor dem römischen Weltreich zu fürchten hatten, so mußten sich diese Richtungen vor der herrschenden römischen Kirche verbergen. Oft mußten sie wie ein abgesonderter Geheimbund dastehen, um ihr Erkenntnisgut zu bewahren und in eine günstigere Periode hinüber zu retten. Ihnen gegenüber gestattete aber die römische Kirche ihrer aus dem alten Testament, mehr noch aus dem römischen Heidentum geschöpften Lehrsatz von der Berechtigung des Zwangs in Glaubenssachen, zu einem förmlichen System aus, in welchem schließlich der Geist des Abgrundes seinen glühenden Haß gegen die Wahrheit zum Ausdruck bringen konnte. In ihrem Bestand als einer Rechtsgemeinschaft beanspruchte die Kirche volle äußere und innere Herrschaft über einen jeden. Irgendwelche Abweichung von den angenommenen Lehrsätzen und Einrichtungen der römischen Kirche sollte nicht nur Sünde sein, sondern ein weit schlimmerer Frevel als Ehebruch, Diebstahl oder irgend ein fleischliches Laster. **Thomas v. Aquino** wurde im 12. Jahrhundert anerkannte Autorität mit seinem Fundamentalsatz des römischen Kirchenrechts, daß die Ketzerei ein Vergehen ist, welches aus falscher Lehre entspringt und das auf Betrieb der Kirche von der Obrigkeit bestraft werden soll. Welcher Fürst der Kirche diesen Dienst versagt, der soll mit dem Bann belegt werden. Irgend ein Ketzer aber, der nach empfangener Belehrung bei seinem Irrtum beharrt, soll rechtlos sein. Wer also so einen tötete, der beging keinen Mord; so

einem brauchte man keinen Eid zu halten; er war unfähig, Vermögen zu besitzen oder ein Amt zu verwalten; seine Kinder sollten ihrer Erbschaft verlustig gehen; ganze Ortschaften sollten eingeäschert werden, wo man ihnen nur Unterkommen gewährte. Es konnte nicht anders kommen, als daß sich der Kampf zwischen Rom und den sogenannten „Ketzern“ zu einem Kampf zwischen der Macht der Finsternis und der Macht der Wahrheit gestalten mußte.

VII. Die Waldenser in ihrem Hervortreten und äußern Ergehen bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts.

57.

Die Waldenser bilden unter allen im Mittelalter von der Kirche abweichenden Richtungen diejenige, welche mit unbestrittenem Recht darauf Anspruch erheben kann, als der Träger apostolischen Christentums verehrt zu werden. Ob wir ihren eigenen Traditionen oder den Berichten ihrer Feinde folgen, — immer haben wir eine von wahrhaft evangelischem Geiste getragene Bewegung vor uns, welche ohne weiteres als ein Beleg für die Wahrheit des Wortes Christi Matth. 16. 18 zu gelten hat. Als eine eigene Partei unter diesem Namen beginnt sie in der Geschichte mit **Petrus Waldus**, einem reichen Bürger zu Lyon im südlichen Frankreich. Im Jahre 1160 auf wunderbare Weise zu Gott bekehrt, ließ er sich von zwei Geistlichen die vier Evangelien in die Landessprache übersetzen, und der Aufforderung Christi an den reichen Jüngling folgend, verwandte er sein Vermögen teils zur Verteilung der heiligen Schrift, teils zur äußern Unterstützung der Armen. Er selber hielt Versammlungen ab und predigte dem Volk mit wachsendem Erfolg, ja er gründete einen besondern Predigerverein, um seinen heilshungrigen Zeitgenossen das Evangelium in der Volkssprache anzupreisen. Das brachte den Erzbischof von Lyon gegen ihn auf; dieser verwies ihn und seine Genossen zur Ruhe. Aber Waldus ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern wandte sich an den Papst um Bestätigung seines Ordens. Er wurde abgewiesen und bald darauf vom Papst Lucius III. in den Bann gethan. Infolge dessen wurde er ein Flücht-

ling, der von Ort zu Ort zog, viele Gesinnungsgenossen vorfand und neue hinzuwarb und Tausende aus römischem Irrtum zu evangelischer Erkenntnis führte. In einem Vierteljahrhundert entstanden durch sein und seiner Mitarbeiter rastloses Wirken viele Gemeinden, im südlichen Frankreich, nördlichen Spanien und Italien, und dem obern Deutschland. Waldus selbst soll zuletzt nach Böhmen gekommen und hier 1215 ruhig gestorben sein.

Die Frage erhebt sich hier ganz naturgemäß, ob Waldus der Stifter einer neuen, sogenannten „Sekte" gewesen sei, oder ob er sich einer schon bestehenden Richtung angeschlossen habe, hier infolge seiner Begabung und besondern Erkenntnis bald zu leitendem Ansehen gelangt sei, vielleicht gewisse Irrtümer beseitigte, gewisse Züge des apostolischen Gemeindelebens neu belebte und somit mehr nur als der Führer einer neuen Strömung in derselben dasteht, dessen Name eine neue, besondere Entwicklungsstufe der apostolisch gearteten Gemeinden bezeichnet. Die letztere Anschauung ist jedenfalls die richtigere. Waldenser unter diesem Namen hat es vor Waldus nicht gegeben, wohl aber Gesinnungsgenossen, denen ihre Feinde nur eine neue Bezeichnung gaben. (So Erbkam und Keller.) Das beweisen entschieden die vielen Gemeinden, welche in so kurzer Zeit als Waldenser wie aus dem Boden herauswuchsen.

58.

Die rasche Verbreitung der sogenannten Waldenser ist thatsächlich ein merkwürdiges Faktum. Um 1170, nach andern um 1184, wurde Waldus von seinem Bischof das Predigen verboten. Das zwang ihn zur Wanderschaft, und noch vor Schluß dieses Jahrhunderts gab es fast im ganzen westlichen Europa Gemeinden seiner Richtung. Überall machten sie von sich reden. In Nürnberg und Frankfurt soll Waldus selbst je eine Gemeinde gegründet

haben. In Metz gab es eine solche, von der eigens bemerkt wird, sie habe eine Bibelübersetzung besessen. In Köln waren schon um 1150 Ketzer, welche Erwachsene tauften, ein Beweis, daß es in der Gesinnung Waldenser vor Waldus gegeben hat. In Spanien werden sie vom König Alphons verurteilt, „wie es schon seine Vorfahren gethan.“ In Turin, Savoyen und in der Lombardei traten um 1200 die römischen Kleriker gegen sie auf. Sogar in Neapel zeigten sich Spuren von ihnen. Im nördlichen Frankreich und in den Niederlanden, besonders in Brabant und Flandern waren sie zahlreich vorhanden. In England wandte sich der Erzbischof von Canterbury gegen sie. Besonders zahlreich fanden sie sich am Rhein, so z. B. um 1212 in Straßburg. An 500 Personen, heißt es, wurden aufgespürt; sie gehörten allen Ständen an; sie sagten, daß sie in der Schweiz, Italien, Böhmen u. s. w. Gesinnungsgenossen hätten. In Österreich ist um 1240 eine selbständige Organisation ihrer Gemeinden mit einem eigenen Bischof erwähnt und in Italien hatten sie um 1260 mehr Schulen als die römische Kirche. Adelige und Fürsten schützten sie hier, so daß sie auf dem Markt und im freien Feld predigen durften. Das vom Papst Lucius III. 1184 gegen die “*Humiliati*”, die Armen von Lyon, erlassene Edikt, wurde nicht beachtet. Ebenso half es längere Zeit wenig, daß die römischen Geistlichen überall die schärfsten Maßregeln gegen sie forderten, um „das Unkraut der Lüge“ auszurotten. In allen den genannten Orten nnd Gegenden fanden sie einen für ihre Ideen fruchtbaren Boden vor. Jedenfalls haben sich ihnen die Katharer massenhaft angeschlossen, worauf besonders auch der Umstand hinweist, daß eine der wichtigsten Synoden der Waldenser zu Bergamo in Oberitalien i. J. 1218 abgehalten wurde, wo ja die Katharer einen ihrer Hauptsitze hatten. Freilich, auch der Missionseifer der Waldenser war groß. Sie bemühten sich eifrigst, mit dem ihnen an=

vertrauten Erkenntnisgut zu wuchern und so viele, wie nur möglich, aus dem trüben Dämmerlicht römischen Aberglaubens zum hellen Licht evangelischer Erkenntnis zu führen.

59.

Die Namen, mit welcher die Waldenser belegt wurden, sind sämtlich aus den Kreisen ihrer Gegner hervorgegangen. Ihnen selbst waren alle Sondernamen zuwider. Da sie in der apostolischen Zeit die reinste Ausprägung des Christenthums suchten, so nannten sie sich auch einfach nur „Christen,“ oder auch „Brüder des Gesetzes Christi,“ auch „evangelische Christen.“ Bis zu Ende des Mittelalters haben sie ihre Unterschiede meistens nur nach den Ländern bezeichnet, wo sie wohnten. Also nannten sie sich „lombardische Brüder, „romanische Brüder,“ „Schweizer Brüder,“ böhmische Brüder,“ u. s. w. — Zuerst hießen sie „die Armen von Lyon,“ — wohl deshalb, weil Petrus Waldus mit seinem Predigerverein auf jedes persönliche Eigentum verzichtete. Später wurden sie mit anzüglichen und schimpflichen Namen belegt, die jedoch erst in Umlauf kamen, nachdem die Gemeinden selbst lange bestanden hatten. So tauchte z. B. der Name „Katharer“ erst um 1160 auf, während die Richtung, welche er bezeichnete, viel älter ist. Sehr bald wurde diese Bezeichnung auch auf die Waldenser angewandt. In einem Edikt des Papstes v. J. 1179 werden die Häretiker verdammt, welche Katharer, und bei andern auch Waldenser und Albigenser heißen. Man übertrug besonders alle Schelt- und Schimpfnamen der Katharer auf die Waldenser. Auch diese hießen „Publicani“ und „Telonarii“, d. h. Zöllner. In Österreich nannte man die Waldenser „Paterini,“ d. h. „Weber,“ ein Name, der in Italien nur den Katharern gegolten hatte. Im nördlichen Frankreich hießen beide Richtungen „Tisserands,“ Weber, woraus man ersieht, daß sie in dieser Zunft viele Anhänger

gewannen. Bei dem gewöhnlichen Volk fanden sich freilich auch diejenigen Bezeichnungen, welche im Schooße der Gemeinden gebraucht wurden, — also: „Brüder, „boni homines", „Gottesfreunde" oder „amici dei." Im ganzen jedoch herrschten die Spitz- und Spottnamen vor — wie „Sabbati," d. h. solche, welche Sandalen trugen; dann „Winkeler," „Grubenheimer," „Gartenbrüder," „Barbati," d. h. „Bartmänner," — eine landläufige Bezeichnung ihrer Prediger. Es liegt auf der Hand, daß diese Sektennamen den innern Zusammenhang der Waldenser mit den Katharen beweisen und daß in vielen Fällen das Aufkommen einer neuen Bezeichnung mit dem Anbruch einer neuen Entwicklungsperiode dieser Gemeinden zusammengeht. Im 15. Jahrhundert z. B. hieß man die Reste der Waldenser „bömische Brüder" und „Pikarden", Namen, welche um diese Zeit in Böhmen in Verbindung mit der Neugestaltung der dortigen Gemeinden der „Brüder" in Umlauf gesetzt wurden. Der Name „Waldenser" als Bezeichnung derjenigen außerkirchlichen Gemeinden, welche v. 12. bis 16. Jahrhundert apostolisches Christentum anstrebten, ist der gebräuchlichste geworden, so daß ihn dieselben vom 16. Jahrhundert an selbst annahmen, — während ihre Gegner ihnen nun zum teil wieder neue Namen gaben.

60.

Die Stellung der römischen Kirche gegen die Waldenser war natürlich eine feindliche, vertraten diese doch ein noch reineres Christentum als die Katharer. Bezeichnend ist ja das Urteil eines Ketzerrichters v. J. 1250 über sie: „Unter allen Sekten sind die Leonisten die verderblichsten. Und dies aus drei Gründen: — zunächst, weil diese Sekte am weitesten hinauf reicht, nämlich bis zur Zeit der Apostel; 2. weil sie sich in fast allen Ländern findet; und 3. weil diese Leute einen so frommen Wandel führen, daß die Menschen alles Gute von ihnen glauben." In der landläufigen Lit-

teratur über sie wurden sie mit den unsinnigsten Verleumdungen belegt. Da hieß es, sie trieben Zauberei; bei ihren abendlichen Zusammenkünften sollten sie die Lichter auslöschen und dann schändliche Dinge begehen. Es hieß, der Teufel fliege ihnen dann in der Gestalt einer Hummel in den Mund und sie beten ihn an; auch sonst erscheint er ihnen, und in ihren Versammlungen küßten sie Frösche, Hunde und Katzen und verehrten alles Böse. Forscher auf diesem Gebiet haben ausdrücklich bemerkt, daß die Waldenser wahrhaft satanisch verleumdet worden sind, um das Gute, welches sie übten, als pure Heuchelei erscheinen zu lassen; denn nach dem Standpunkt der römischen Kirche **müssen** die Ketzer schlecht sein. Es war daher natürlich, daß alle von den Synoden und den Päpsten getroffenen Bestimmungen gegen die Katharer auch auf die Waldenser angewandt wurden. In dem großen Kreuzzug gegen erstere im südlichen Frankreich v. 1209 bis 1229 gingen hier auch die waldensischen Gemeinden fast alle unter und nur mühsam konnten sie später wieder zu neuem Wachstum kommen. Die Inquisition war eben hinter ihnen her mit Gewalt und List. Der Papst erteilte dem Dominikanerorden fast unumschränkte Macht in seiner Bekämpfung der Ketzer. Überall durften seine Glieder sich eindrängen, Beichte hören und nach Ketzern spüren. Nach den Bestimmungen der **Synode zu Toulouse** i. J. 1229 sollten alle Kinder schon vom 12. und 14. Jahr der römischen Kirche Treue schwören und jede andere Lehre verdammen; ebenso sollten sie jährlich zweimal den Priestern beichten und sich zum römischen Glaubensbekenntnis verpflichten. Kein Laie sollte mehr eine Bibel haben dürfen und besonders auch die Übersetzung derselben in die Landessprache wurde strengstens untersagt. Da hieß es nun ganz einfach: „Wer nicht zur Kirche zurückkehrt, muß brennen.“ Wie das römische Heidentum die Christen verfolgt hatte,

so haßte und tötete jetzt die römische Kirche die wahren Jünger des Herrn.

61.

Eine Märtyrerkirche im vollsten Sinne des Wortes waren darum die waldensischen Gemeinden gleich in ihrer ersten Periode, von 1170 bis um 1300. Die auf dem 4. Laterankonzil 1215 und auf der Synode zu Toulouse 1229 getroffenen Bestimmungen zwangen sie entweder zur Flucht oder ohne weiteres zum Märtyrertum. Wer eben in der Beichte nicht seine Rechtgläubigkeit bezeugte, der verfiel dem Bann und der Reichsacht. Damit war irgend ein Abweichen von den bestehenden Lehren und Einrichtungen der Kirche zu einem todeswürdigen Verbrechen gestempelt. In allen Sprengeln schwärmten nun die Dominikaner, um die Ketzer aufzusuchen und sie zum Tode zu bringen. Die **Waldenserprozesse** gehören zum Entsetzlichsten, was die Geschichte zu berichten hat. Bei dem Verhör standen meistens die Anklagen schon fest und das ganze Verfahren bestand einfach darin, den Gefangenen zu einem entsprechenden „Ja" auf dieselben zu bringen. Darum hieß es immer: „Bekenne, mein Sohn, bekenne!" Mit der Folter wurde gewöhnlich alles erreicht, was man wollte. Blieb der Gequälte bei seiner Beteuerung: „Bei uns wird nichts Böses begangen," wie Blandina 177 zu Lyon vor dem römischen Richter, so erwies ihn das als einen um so verstockteren Sünder. Die späteren Hexenprozesse verliefen ungefähr in derselben Weise. Die Folter lieferte jedes Beweismaterial, das gewünscht wurde. In der Folterkammer wurden unmenschliche Rohheiten verübt. Die armen Unglücklichen wurden mit Stricken, Zangen, Peitschen, Schrauben, Wasser und Feuer bearbeitet, als ob die Folterknechte allseitig feststellen wollten, wie viel Qualen ein Mensch aushalten könne. Schließlich übergab man dann die meisten der

weltlichen Obrigkeit zur Hinrichtung, damit die römische Kirche den Satz aufstellen könne, sie tränke kein Blut, — während sie das Blut der Heiligen Gottes in Strömen vergossen und sich damit selber verurteilt hat. Wie viele Tausende ließ aber die Inquisition in schlechten Gefängnissen elendiglich verkommen! Und das alles angeblich zur Ehre Gottes! Im Gegensatz zu diesem Wüten gegen die Wahrheit, feierte der weltüberwindende Glaube des wahren Christentums ergreifende Triumphe in der Bekenntnistreue so vieler Waldenser, in dem Todesmut ihrer Männer und Frauen, die von ihrer Überzeugung durch keine Macht der Erde abzubringen waren.

IX. Gemeindeverfassung, Lehre, Gottesdienst und sittliches Leben der Waldenser.

62.

Der gesamte kirchliche Bestand der Waldenser ging von dem Bestreben aus, das Christentum der apostolischen Zeit festzuhalten und wiederherzustellen, um im Rahmen desselben jenem geistlichen Wachstum zu leben, welches der Herr und seine Apostel von ihren Nachfolgern verlangten. Die Waldenser machten geltend, daß die Einrichtungen der Urkirche für alle Zeiten eine normative Bedeutung hätten, weil ja die Kirche während der ersten Jahrhunderte im raschen Siegeszug die römische Heidenwelt überwunden und damit ihre göttliche Lebenskraft in besonderer Weise geoffenbart hatte. Sie meinten ferner, daß diejenigen, welche Christo und den Aposteln am nächsten gestanden hätten, doch wohl auch am besten wissen würden, wie diese das eine und andere eingerichtet hätten. Somit gingen sie auf Christi und der Apostel Wort zurück und da, wo dieses nicht klare Auskunft gab, auf die Einrichtungen der ersten Gemeinden. Von einem solchen festgefügten System in Lehrsätzen, Einrichtungen und Kultusformen sahen sie ab, wie es die römische Kirche besaß. Sie meinten, der Herr würde die Notwendigkeit eines solchen irgendwie angedeutet haben, wenn sein Reichsplan eine derartige Entwicklung der Kirche in sich geschlossen hätte. Sie hielten dafür, daß der Abfall von den ursprünglichen Einrichtungen all das Unglück verschuldet habe, welches seit der Völkerwanderung über die Kirche gekommen sei. Daher betonten sie ein einfaches Gemeindeleben, wo viel Freiheit und Beweglichkeit für den einzelnen gegeben war und das

doch einen hohen Grad von Festigkeit bezüglich aller Hauptpunkte in sich schloß. **Von der Gemeinde dachten sie sehr hoch.** Sie ist die Inhaberin der Schlüsselgewalt und aller Rechte und Segnungen, welche Christus den Seinen zugesprochen hat. Hat ein Christ keine Gelegenheit, sich an eine rechtmäßige Gemeinde anzuschließen, so kann ihm der Herr freilich seine Gnaden und Güter auch in unmittelbarer Weise mitteilen, im allgemeinen hat er jedoch das normale innere Wachstum an den richtigen Anschluß des einzelnen an die Gemeinde gebunden, — freilich in anderer Weise, als das die römische Kirche lehrte. Hier waren die Priester und Ceremonien die Vermittler der Heilsgüter in rein mechanischer Weise. Die Waldenser lehrten, daß sowohl die Diener am Wort als auch die andern Glieder der Gemeinde wahrhaft gläubig sein müßten, um die kirchlichen Handlungen fruchtbar zu machen. Sie lehrten, daß Christus weder eine Priester- noch Staatskirche gestiftet habe, sondern eine Gemeindekirche als eine freie Vereinigung von Brüdern, die sich als eine vom Staat unabhängige Organisation entwickele und baue. Als der eigentliche Kitt der Gemeinschaft sollte die Liebe gelten und nicht die Gewalt. Die Gemeindeeinrichtungen sollten sich mit denen der apostolischen Zeit möglichst genau decken. Sie machten geltend, daß ihre Traditionen bis zur Urkirche hinauf reichten und daß ihre Bischöfe vermittelst der Handauflegung mit den Aposteln in Verbindung ständen und daß sie einen richtigeren Teil der Kirche bildeten als die Hauptmasse derselben, welche unter Konstantin und dem römischen Bischof Sylvester ihren verderblichen Irrweg eingeschlagen hätten.

63.

In ihrer Gemeindeorganisation unterschieden die Waldenser zwischen der Einzelgemeinde und der Gesamtge-

meinschaft. Den größten Nachdruck legten sie auf die einzelne Gemeinde. Sie hielten dafür, daß dieselbe auch da vorhanden sei, wo sich nur wenige Christen zusammen finden konnten. Aber sie verlangten, daß sie schriftgemäß organisiert und mit den andern Gemeinden in richtiger Weise verbunden sein sollte. Die einzelne Gemeinde teilte sich bei ihnen in drei Kreise, je nach dem Grade des geistlichen und kirchlichen Lebens, dem der einzelne angehörte. Den untersten Kreis bildeten die **„Hörenden", oder „Liebhaber der Wahrheit"**; es waren dieses die Freunde und Gönner der Gemeinde und die Katechumenen, welche ihr noch nicht gliedlich angehörten, wohl aber zu den Gottesdiensten kamen oder auch schon im Taufunterricht standen. Die Kinder und die Jugend der Gemeinden gehörten zunächst zu diesem Kreis. Er muß immer recht zahlreich gewesen sein. Man sah die Glieder desselben als solche an, welche dem Gesetz Mosis folgten, aber noch nicht dem Gesetz Christi. In zweiter Reihe kamen die eigentlichen **Glieder der Gemeinde**, die Brüder und Schwestern derselben, die „Glaubenden", welche durch die Taufe auf ihr persönliches Glaubensbekenntnis das Gesetz der Liebe nach Gal. 6, 2 und Joh. 13, 34 auf sich genommen hatten. Sie bildeten den Gemeindeverband, aus dem die Diener am Wort hervorgingen. Den dritten Grad bildete der **Gemeindevorstand**, der sich auch in drei Stufen gliederte. Auf der untersten standen die Diakonen; auf der zweiten die Prediger und Ältesten, auch "ministri minores" genannt; auf der dritten die Bischöfe, die "ministri majores". Begleitete einer von den Predigern einen Apostel, so hieß er auch Diakon, "diaconos". Einen besonderen Kreis für sich bildeten die sogenannten Apostel oder Wanderprediger, der sich auch noch in drei Grade teilte, je nachdem der einzelne eben erst in diesen Verband eingetreten war oder in demselben schon eine gewisse Reife er-

langt hatte. Die Apostel nannten sich „Gottesfreunde“— “amici dei”, ein Name, den manche irrtümlicherweise auf die ganze Gemeinschaft bezogen. Der ganze Aufbau der Gemeinschaft vollzog sich somit in 9 Stufen. Die Waldenser brachten in diesem System den Erkenntnispunkt zum Ausdruck, einmal, daß der Mensch für die Entwicklung des Guten fähig ist und demselben entgegengeführt werden kann, und dann, daß es auch in der Frömmigkeit Grade giebt und daß jungen Christen nicht alles das schon zugemutet werden darf, was die reiferen üben sollen. Schon in dem Sendschreiben der Synode von Bergam i. J. 1218 finden wir die “Socii”, “fratres” und “amici dei” erwähnt. Bis ins 15. Jahrhundert findet sich diese Organisation der Waldenser in richtigem Bestand.

64.

Die kirchliche Versorgung der Einzelgemeinde lag im Gemeindevorstand, welcher in die Diakonen und die Diener am Wort zerfiel. Die **Diakonen** sorgten für die äußern Bedürfnisse der Gemeinden. Sie scheinen einfach durch freie Wahl aus dem Bruderkreise hervorgegangen zu sein. Die **Diener am Wort** teilten sich in Prediger und Bischof. Sie wurden auch entweder zu ihrem Amt gewählt oder mußten die Zustimmung der Gemeinde dazu erhalten. Die Prediger mußten eine Probezeit durchmachen und begleiteten so oft die Apostel auf ihren Reisen. Wenn möglich, so ließ man sie auf hohe Schulen und Universitäten gehen, um sich eine wissenschaftliche Bildung anzueignen. Lieber noch bildete man sie auf eigenen Schulen aus. Man hatte so eine z. B. längere Zeit in Italien in einem versteckten Thal. Ehe man die Prediger ordinierte, hieß man sie auch Evangelisten. Man war überaus vorsichtig, wen man in das eigentliche Predigtamt berief und ordinierte einen Evangelisten meistens nicht vor seinem 34. Lebensjahre. Die Ordination vollzog

der Bischof durch Handauflegung. In den meisten Gemeinden durfte der Prediger heiraten. Für ihren Unterhalt wurde in den Versammlungen Geld gesammelt. Die Verwaltung desselben lag in den Händen der Diakonen. Die meisten Geistlichen trieben aber neben ihrem geistlichen Beruf noch irgend einen Broterwerb, namentlich war der ärztliche Beruf beliebt. Sie mußten aber sehr darauf bedacht sein, Zeit zum Studium zu behalten, um in der heiligen Schrift recht beschlagen zu sein. Die **Prediger** hatten zu lehren, zu predigen und Seelsorge zu üben, — sie durften aber nicht ohne bischöflichen Auftrag die heiligen Handlungen vollziehen. In Zeiten der Not oder bei kleinen Gemeinden, mußten oft ungeschulte Prediger aushelfen; ebenso wurden die Geistlichen in solchen Zeiten nur notdürftig oder gar nicht unterstützt und dann mußten sie halt sehen, wie sie durchkamen. Nicht leicht war für sie der Umstand, daß sie ihre Stelle alle 3—4 Jahre wechseln mußten, jedenfalls um so einseitigem, steif kirchlichem Wesen vorzubeugen und gesunde Beweglichkeit zu bewahren. An der Spitze der Einzelgemeinde stand der **Bischof**, welcher das ganze Ritual der heiligen Handlungen wußte und dieselben verwaltete. Die Bischöfe scheinen meistens aus dem Apostelkollegium hervorgegangen zu sein; indem solche von diesen, welche das Wanderleben nicht mehr ertragen konnten, an einzelnen Gemeinden seßhaft wurden und einer oder mehreren dienten. Sie hielten mit den Aposteln gemeinschaftliche Synoden ab, auf denen das Wohl der Gemeinden beraten wurde. Man brachte den Geistlichen viel Verehrung und Liebe entgegen und nannte sie „Barben", d. h. Onkel — oder Alte.

65.

Das Kollegium der Apostel oder die Gottesfreunde bildete wohl die merkwürdigste kirchliche Einrichtung der Wal-

denser. Man faßte eben Christi Anordnungen und Befehle als teils für alle seine Nachfolger, — teils nur für die besonderen Träger seines Reiches bestimmt, auf, — und zwar in der Weise, daß sich bestimmte Vollmachten an bestimmte Verpflichtungen bänden. Besonders die Anweisungen des Herrn an seine Apostel und die damit verbundenen Vorrechte, welche Matth. 10 und Luk. 9 erwähnt sind, sah man in letzterem Sinne an. Somit verlangte man von solchen freiwilligen Verzicht auf allen Besitz, welche dem Herrn und seiner Gemeinde als Apostel dienen wollten. Ebenso sollten sie dem Familienleben entsagen und ernsteste Selbstverleugnung üben. Die Waldenser hielten dafür, daß das apostolische Amt nicht mit den Zwölfen zu Ende gekommen sei, sondern fortbestehen solle. In dieser Beziehung deckte sich ihr Standpunkt mit den Einrichtungen der Kirche noch im 2. Jahrhundert. Die **Apostel** bildeten bei den Waldensern einen besondern Stand für sich und sie unterwarfen jeden, der sich ihnen anschließen wollte, einer strengen Prüfung. In den meisten Fällen kamen ihre Glieder aus den Reihen der Diakonen und Prediger. Die Aufnahme in das Apostolat bezeichnete eine besondere Weihe. Die Apostel brachten, sozusagen, das Ideal der Waldenser zum Ausdruck und der Schwerpunkt der ganzen Richtung lag bei ihnen. **Sie gehörten nicht einer einzelnen Gemeinde, sondern der ganzen Gemeinschaft an.** Zu allen Zeiten hatten sie ihre selbstverleugnende Wirksamkeit zu üben, wenn auch andere sich in die Stille zurückzogen. Zunächst durchzogen sie die Lande, von Gemeinde zu Gemeinde gehend, aber auch als Missionare allen Empfänglichen die Botschaft des Heils antragend. Oft waren sie wie Hausirer gekleidet, und führten auch einige Handelsartikel mit sich, um so leichter ihren Feinden zu entgehen. Immer aber hatten sie ein neues Testament bei sich und daraus lasen sie jedem vor, der nach geistlicher Speise begehrte. Zunächst kehrten

sie bei ihren Gliedern ein, dann aber auch bei den vielen Freunden ihrer Richtung, hielten Hausandachten, hörten Beichten an und vollzogen die heiligen Handlungen. Ihr Tischsegen wurde sehr geschätzt. Waren sie irgendwo angekommen, so teilte man sich still die Nachricht mit und abends kamen dann die Glieder der Gemeinde und die Freunde derselben zusammen. Die Apostel gingen immer zu zweien, meistens war ein älterer von einem jüngeren begleitet, letzterer war oft ein angehender Prediger, der so für sein Amt praktisch heran gebildet wurde. Den Aposteln zu dienen, galt für einen hohen Vorzug, ja für einen Gottesdienst. Sie wurden aus freiwilligen Beiträgen unterhalten, doch sie selbst nahmen kein Geld an. Sie berieten das Wohl der ganzen Gemeinschaft auf eigenen Zusammenkünften, den sogenannten „Kapitula", so daß etwa vorschnell gefaßte Beschlüsse der Synoden von ihnen korrigiert wurden. Außerdem stärkten sie die Gemeinden durch ihre Sendschreiben. Ihre Ansichten fanden meistens allgemeine Zustimmung. Das Volk nannte sie bei ihrem Namen „Gottesfreunde", dann „gute Leute" oder „Arme von Lyon". Viele schützten sie, die sonst gut römisch waren. Gerade ihnen legte man aber auch die Schmähnamen „Grubenheimer" und „Winkeler" bei. Viele von ihnen haben ihr segensvolles Leben mit dem Märtyrertode beschlossen. Dadurch, daß manche Historiker die Stellung und das Leben der Gottesfreunde auf die Waldenser überhaupt übertrugen, ist viel Unklarheit in ihrer Geschichte entstanden.

66.

Das Lehrsystem der Waldenser gründete sich auf ihre genaue Schriftkenntnis, welche ihre Feinde so oft an ihnen bewunderten. Von einem festgefügten System ihrer religiösen Erkenntnis kann man freilich nur in sehr beschränk-

ter Weise reden, da ihnen ein genauer wissenschaftlicher Aufbau derselben nicht sympathisch war. Zunächst verwarfen sie die Irrlehren der römischen Kirche, deren Heiligenverehrung, deren Priester- und Sakramentsbegriff. Sehr nachdrücklich betonten sie, daß es einen unmittelbaren Zugang des Menschen zu Gott gebe. Sonst standen sie der römischen Kirche versöhnlicher gegenüber als die Katharer erscheinen. Sie trugen nicht die Lehre vor, daß dort kein Heil zu finden sei, — wohl aber machten sie geltend, daß dort der Heilsweg sehr verdunkelt werde und daß es dort dem Menschen sehr schwer gemacht werde, das Heil in Christo zu finden. Somit glaubten sie, berechtigt zu sein, ihr eigenes Gemeinschaftswesen zu entwickeln, weil sie in Lehre und Einrichtung diejenigen Punkte bewahrt hätten, welche der römischen Kirche verloren gegangen seien. Sie wurden aus derselben ja auch mehr hinausgedrängt, als daß sie sich gleich anfangs gänzlich von ihr abgewandt hätten. Die bittere Verfolgung, welche ihr dann zu teil wurde, führte sie dazu, in Rom einen entschiedenen Feind der Wahrheit zu sehen und sich gegen alles das mißtrauisch zu verhalten, was kirchliche Anerkennung besaß. Darum legten sie der scholastischen Theologie mit ihren Spitzfindigkeiten wenig Wert bei, indem dieselbe die Heilswahrheit weit mehr verhülle als aufkläre. Dafür lasen sie das neue Testament mit heilshungrigen Herzen und machten die Beschäftigung mit demselben so wichtig wie die römische Kirche den Besuch des Gottesdienstes. In einfältiger Weise suchten sie sodann dasjenige zu üben, was Christus und die Apostel gelehrt hatten. Der **Bergpredigt** des Herrn legten sie besondere Bedeutung bei. An den dort vorkommenden Geboten Christi, nicht zu töten, noch zu schwören, dem Übel nicht zu widerstreben, — wollten sie nicht rütteln noch deuteln. Daraus ergab sich ihre Stellung zum alten Testament. Sie wollten dasselbe genau am neuen ge-

messen haben und schrieben ihm nur eine vorbereitende, nicht aber eine abschließende Bedeutung zu. Ihre Prediger mußten es genau kennen, andern gab man es nur teilweise in die Hand. Um so gründlicher suchte man im neuen heimisch zu werden. Und hier blieb man besonders bei den sittlichen Vorschriften stehen. An der Hand derselben lehrten die Waldenser, daß man zur rechten Erkenntnis gelange, wenn man der ergriffenen Wahrheit einfach gehorsam ist. Dem Menschen schrieben sie auch nach seinem Falle noch eine gewisse Empfänglichkeit für das Gute zu; nicht erst die Kindertaufe pflanzt den ersten göttlichen Lebenskeim in seine Seele. Sie betonten darum die Notwendigkeit persönlicher Anstrengung in der Aneignung des Guten. Eine bloß theoretische Heilskenntnis hielten sie für ungenügend. Jedes religiöse Wissen sollte sich in entsprechender Weise im äußern Leben auswirken. Sie betonten die praktische Frömmigkeit. Christ sein heißt Christo nachfolgen in Gesinnung und That. Somit war bei ihnen die Ethik weit mehr ausgebildet als die Dogmatik.

67.

Feste Glaubensbekenntnisse haben die Waldenser eigentlich nie besessen, da sie überhaupt mehr auf einfach praktische Frömmigkeit drangen als auf theoretisches Wissen. Über Lehrsätze zu streiten, deren Fassung nicht unmittelbar aus Christi Worten hervorging, war ihnen durchaus nicht sympathisch. Trotzdem liegt es doch auf der Hand, daß sie in ihrer religiösen Erkenntnis das eine für wesentlicher hielten als das andere. Merkwürdig ist der Umstand, daß sie neben der Schrift noch an einer gewissen Tradition festhielten, nach welcher sie von den in der Kirche geltenden Bestimmungen abwichen, so z. B. den angeblichen Brief Pauli an die Laodicäer für kanonisch hielten und

den sogenannten „Hirten des Hermas“ hochschätzten. Auch von den Bischöfen der ersten Jahrhunderte hielten sie hoch und sie besaßen Sammlungen der Aussprüche von Chrysostomus, Hieronymus u. a. Sie meinten, daß es immer solche gegeben habe, welche unter mannigfachen und auch irrigen gottesdienstlichen Formen Gott gefunden hätten und durch seinen Geist zur Wahrheit geführt worden seien. Darum waren ihnen die Beschlüsse der ersten Konzilien nicht gleichgiltig und sie bemühten sich, diejenigen Erkenntnispunkte zu finden, welche ihnen und der römischen Kirche theoretisch gemeinsam waren. Somit gewann das sogenannte Apostolikum unter ihnen an Ansehen, da sie sich anfänglich ablehnend dagegen verhielten. Sie selbst legten für längere Zeit ihre Heilserkenntnisse in Liedern nieder, die sich ungeschrieben fortpflanzten. Angriffe und Verleumdungen führten sie aber auch dazu, kurze Grundrisse ihrer Lehre abzufassen und ihnen den Charakter eines Bekenntnisses beizulegen. Da dieselben mehr für die Außenstehenden verfaßt waren als für die eigentlichen Gemeinden, so findet sich bei denselben eine Art von Anpassung an gebräuchliche Ausdrücke. Das uns erhaltene **Glaubensbekenntnis** stammt wohl aus dem 13. oder 14. Jahrhundert und findet sich im Kodex Teplensis. **Es enthält 7 Artikel.** Wir glauben 1. daß ein Gott sei — in der Dreifaltigkeit, aber die Dreifaltigkeit zu ehren in der Einheit; 2. daß dieser die Welt geschaffen habe und was darinnen ist; 3. daß er das Gesetz Mosis gegeben hat am Berg Sinai; 4. daß er seinen Sohn vom Himmel gesandt hat in den Leib der seligen Maid; 5. daß er sich selber erwählt hat eine reine Kirche; 6. daß eine künftige Auferstehung des Fleisches vorhanden ist; 7. daß ein ewiges Gericht bevorsteht. Es findet sich dieses Bekenntnis auch in einem Formularbuch der Straßburger „Brüder“. Im Kodex Teplensis werden dann noch 7 Riten oder **„Hei-**

ligkeiten" erwähnt als gottesdienstliche Handlungen der Waldenser. Zahl und Ausdruck zeigt, daß man sich damit dem Sprachgebrauch der römischen Kirche anbequemte, während der Begriff derselben ein ganz anderer war als der römische Sakramentsbegriff.

Aus der Abneigung der Waldenser gegen feste Glaubensbekenntnisse ergibt sich, daß sie nicht als eine Kirche im römischen Sinn dieses Worts dastehen wollten, sondern als ein Bruderbund, — mehr als eine Gesinnungs= denn eine Bekenntnisgemeinschaft. Das im praktischen Leben ausgedrückte Bestreben, Christi Worten folgen zu wollen, sollte den Christen als solchen legitimieren. Sie wollten vom Christentum mehr sehen, empfinden, davon an einander erfahren, als es in wissenschaftlich gefaßten Lehrsätzen und festen kirchlichen Formen suchen.

68.

Der Gottesdienst der Waldenser entsprach ihren andern einfachen biblischen Begriffen. Wie ihnen alle Dogmen verdächtig waren, welche nicht aus den klaren Worten der heiligen Schrift hervorgingen, so fanden sie auch keinen Genuß an Ceremonien, für welche sie nicht aus der apostolischen Zeit ein Vorbild hatten. Auch im Gottesdienst betonten sie Einfachheit und Innerlichkeit. Sie wollten auch hier dasjenige für das Wichtigste halten, was Christus und die Apostel hierüber gesagt hatten und schrieben darum demjenigen einen nur untergeordneten Wert zu, was sich in der geschichtlichen Entwicklung der Kirche herausgebildet hatte, ja sie verwarfen dasselbe, wenn es gegen den Grundriß der Urkirche ging. Ihr **Kultus** war nicht in feste Formen gezwängt. Schon die großen Kathedralen mit ihrem reichen Schmuck waren ihnen zuwider. Es kam ihnen unrecht vor, in solchen Bauten so große Verschwendung zu üben, während vielen armen Menschen das Nö=

tigste fehlte. Wo sie konnten, da bauten sie einfache Versammlungshäuser mit einem Anbau für Arme und Kranke. Ebenso hoch wie von den öffentlichen Versammlungen hielten sie von den Hausandachten, an denen auch Kinder und Gesinde teilnehmen konnten. Gern und oft beteten sie und besonders das Vaterunser. Eine eigentliche Sakramentslehre besaßen sie nicht, da sie eine Heilsvermittlung durch äußere Ceremonien nicht anerkannten. Wohl lehrten sie, daß Christus gewisse Formen und Gebräuche von seiner Gemeinde beobachtet wissen wollte, aber nicht in der Auffassung, daß daran die Seligkeit gebunden sein sollte. Weder Taufe noch Abendmahl tilgte nach ihrer Lehre die Sündenschuld, noch eröffnete die äußere Beichte den Weg zur Gnade. Die **Taufe** war bei ihnen die Aufnahme in die Gemeinde auf Grund von persönlichem Glauben. Der Taufe ging darum ein sorgfältiger Unterricht voraus. Der Anschluß an die Gemeinde sollte aber aus persönlicher Selbstbestimmung hervorgehen; deshalb taufte man nicht zu jung, so die romanischen Waldenser nicht vor dem 18. Lebensjahre. Das **Abendmahl** feierten sie unter beiderlei Gestalt als eine Erinnerung an den Tod Christi, als eine Mahnung auch so in herzlicher Liebe für einander das Beste herzugeben bereit zu sein, und als ein Zeichen der Einheit unter einander. Nur ordinierte Diener am Wort durften es austeilen. Diesen beichtete man auch und ihren Ratschlägen legte man viel Gewicht bei. Deshalb sollten die Geistlichen auch wahrhaft fromme Männer sein, deren kirchliche Handlungen vom heiligen Geist getragen werden konnten. Weil sie diesen Punkt bei den römischen Priestern nicht fanden, so sahen sie die Sakramente der römischen Kirche für bloße Ceremonien an. Darum ließen sie ihre Kinder von ihnen taufen und sie selbst fügten sich den römischen Riten in mancher Hinsicht. Meistens blieben sie äußerlich im Rah-

men der römischen Kirche stehen und verhielten sich zu ihr, wie die Christengemeinde in Jerusalem zum jüdischen Volkstum.

69.

Das sittliche Leben der Waldenser legte von ihrer richtigen Auffassung des Christentums als der Nachfolge Jesu Christi das rühmlichste Zeugnis ab. Die Gemeinden hielten auf strenge Zucht. Beging ein Geistlicher einen Fehltritt, so verlor er sein Amt. Fehlende Brüder wurden zuerst ermahnt; bei hartnäckigem Beharren auf dem boshaften Wege erfolgte dann der Ausschluß aus der Gemeinde mit Verweigerung aller Amtshandlungen. Die Waldenser nahmen es mit ihrem täglichen Leben genau. Es sollte sich jedes Stück desselben mit dem Anspruch auf wahre Frömmigkeit vereinbaren lassen. Wirtshausbesuch und Tanzen hielten sie nicht für erlaubt. Letzteres erklärten sie für eine Versuchung des Teufels und einen Triumphzug des bösen Geistes, der da die Männer und Frauen berückt durch Berühren, Hören und Sehen. Die **Sitten** der Waldenser waren geordnet. In ihrer Kleidung waren sie bescheiden. Sie mieden possenhafte Reden und alle Verleumdungen, waren mäßig im Essen und Trinken, keusch und tugendhaft. Man rühmte ihren Fleiß, und ihre Pünktlichkeit im Steuerzahlen, ebenso ihre Friedfertigkeit und ihre Verdienste um die Fruchtbarmachung des Bodens — sogar in amtlichen Erlassen. Infolge ihres Fleißes waren sie meistens wohlhabend. In ihren Kreisen gab es keine Bettler. War jemand wirtschaftlich herunter gekommen, so half man ihm auf und schützte ihn vor völliger Verarmung. Damit lösten sie die soziale Frage auf musterhafte Weise. Gegen die **Obrigkeit** waren sie gehorsam, hielten aber dafür, daß sich dieselbe nicht in religiöse Sachen mischen solle. Sie selbst blieben womög-

lich jedem obrigkeitlichem Amt fern, da sie sich namentlich an keinem Todesurteil beteiligen wollten. Insonderheit war es dem Geistlichen streng untersagt, irgendwie mit einem obrigkeitlichen Amt etwas zu thun zu haben. Sehr entschieden verwarfen die Waldenser jedes Recht zu persönlicher Rache; einige erlaubten die Notwehr in den äußersten Fällen. **Besonders unrecht erschien ihnen jeder Zwang in Glaubenssachen.** Durch Lehre und Beispiel sollten nach ihrer Ansicht die Menschen für das Gute gewonnen werden. Darum betonten sie die Notwendigkeit einer allgemeinen Kenntnis der heiligen Schrift. Ihre Geistlichen mußten in derselben gründlich beschlagen sein, ja ganze Teile, wie die Evangelien, Psalmen und Stücke aus den Propheten auswendig wissen. Und der gewöhnliche Mann eiferte diesen nach. Bei den Waldensern waren Bauern und Hirten, Frauen und Kinder in der **Schrift** bewandert. Man lernte sie auswendig beim Spinnen und Viehhüten. Sie glaubten, daß dem Menschen eine gewisse Empfänglichkeit für die göttliche Wahrheit inne wohne; er solle sich nur mit göttlichen Dingen beschäftigen, dann werde sie schon auf ihn einwirken. Erst muß Herz und Gewissen von der Wahrheit ergriffen werden, dann erst wird sich die verstandesmäßige Erkenntnis herausbilden. Ohne Herzensreinheit ist wahres Schriftverständnis nicht erreichbar. Einer solchen Auffassung entsprach ihr Leben. Es war ein Wandel mit Gott in sittlicher Reinheit und Lauterkeit.

X. Die zweite Periode der Waldenser von 1300—1350, eine Zeit kräftigen Wachstums und tiefgehenden Einflusses.

70.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelangte das Waldensertum zu einer gewissen Blüte. Das Verderben in der Kirche wurde immer unerträglicher und scharenweis flüchteten die Frommen in die stillen Kreise der „Brüder". Mit Bonifacius VIII. erhob ja das Papsttum noch einmal seine weitgehenden Ansprüche. In seiner berühmten Bulle "Una Sanctam" erklärte er offen, daß dem Papst alle kirchliche und weltliche Macht gehöre und daß er die Befugnis habe, Könige ab- und einzusetzen. Aber es dämmerte eine neue Zeit empor. Am französischen Könige Philipp dem Schönen glitten diese Sätze machtlos ab, ja es gelang ihm, den folgenden Papst ganz unter seinen Einfluß zu bringen und ihn zur Verlegung seiner Residenz nach Avignon zu bewegen, wo ihn guter Wein und schöne Frauen festhielten. Hier saßen die Päpste von 1309—1378 und suchten von hier aus Fürsten und Könige zu beherrschen, stießen aber in Deutschland und England auf sehr entschiedenen Widerstand. Namentlich in Deutschland. Hier regierte von 1314—1347 der freisinnige König **Ludwig der Baier.** Dieser setzte den anmaßenden Forderungen des Papstes beharrlichen Trotz entgegen. Dafür wurde Deutschland mit dem Interdikt belegt, aber die meisten Städte kehrten sich nicht daran und der romfreundliche Klerus wurde ein Gegenstand der Verachtung. Das Volk suchte ohnehin nach einem kürzeren Wege, die Heilsgüter zu erlangen, als ihn die Kirche vorschrieb. Dazu kamen

Katastrophen wie der schwarze Tod, welche jeden ernst stimmten. Das war dann für die außerkirchlichen Bruderschaften eine günstige Zeit und so wurde **Deutschland ihr Hauptsitz,** von wo alle neuen Impulse ausgingen. Insonderheit gelangten hier ihre Ideen in der kirchlich-politischen Litteratur zum Ausdruck und wurden so in den gebildeten Kreisen besprochen. Das geschah durch das berühmte Werk "Defensor pacis" von **Marsilius v. Padua.** Dieser gefeierte Gelehrte war 1270 geboren, studierte auf der Universität zu Paris und wurde bald darnach Rektor derselben. In dieser Stellung verfaßte er die genannte Schrift, welche so genau die Grundsätze der Waldenser wiederspiegelt, daß die Annahme völlig gerechtfertigt ist, der Verfasser stamme aus den Kreisen derselben. Er bespricht in seinem Werk das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, zeichnet aber bald in seiner Erörterung die Grundlinien der waldensischen Gemeinden. Er führt aus, daß Christus die **Gemeinde** zum Träger des kirchlichen Lebens gemacht habe und nicht nur den Klerus. Sie regiert sich selbst, getrennt vom Staat. Daher haben die Apostel auch nie zu Gericht gesessen. Christus ist das Haupt der Kirche, nicht der Papst. Die Waldenser brachten seiner Schrift denn auch ihre wärmsten Sympathien entgegen. Von der römischen Kirche wurden aber bald Autor und Werk verdammt. Marsilius mußte fliehen. Sein Orden, die Franziskaner, vermochte nicht, ihn zu schützen. Ludwig der Baier nahm ihn auf und ließ sich durch keine päpstlichen Drohungen bewegen, ihn hinzurichten. Er hat auf seine antirömische Politik den entscheidensten Einfluß ausgeübt. Sein Buch hat aber auf seine Zeitgenossen überhaupt mächtig eingewirkt.

71.

Der weitgreifende Einfluß waldensischer Ideen zeigt sich in der heftigen Bekämpfung derselben seitens römischer

Gelehrten und der staatlichen Behörden, ebenso darin, daß sie auf den edelsten Zweig der religiösen Litteratur dieser Zeit, der mystischen, so tief einwirkten, daß dieselbe wesentlich waldensischen Charakter erhielt. Infolge der Freiheit in Deutschland traten hier auch viele waldensische Schriften ans Licht, welche bis dahin unter Schloß und Riegel gehütet worden waren. Wie litterarisch thätig die „Brüder“ gewesen sein müssen, ergiebt sich aus einem Edikt der Stadt Straßburg aus dem Jahre 1317, welches Bücher, Lieder und Abhandlungen erwähnt, die verdammt werden. Es ist dieses Edikt auch ein Beleg für das Bestreben der Waldenser, die religiöse Erkenntnis zu einem Gemeingut des Volkes zu machen, deshalb trat der römische Klerus so gehässig gegen ihre Schriften auf. Besonders that sich hierin ein gewisser **Alvarus** hervor. Er geißelte diejenigen, welche das Joch des päpstlichen Gehorsams nicht tragen wollten, sagt, daß diese Begharden, Beghinen und Apostel genannt werden und dann zeichnet er das Bild eines waldensischen Sendboten, will so einen aber als einen bloßen Heuchler erscheinen lassen, obschon er ihren vorzüglichen Lebenswandel gelten lassen muß. Die römische Kirche hatte freilich mit Recht den Einfluß der Gottesfreunde zu fürchten. Deren Sendschreiben cirkulierten weit über die Grenzen ihrer Genossenschaft und fanden da oft begeisterte Aufnahme. Das zeigt sich besonders in der sogenannten **Mystik** dieser Zeit. Diese erscheint von waldensischen Ideen förmlich getragen und durchsättigt. Die Mystik fand ja in der stillen Kontemplation den Anfang des innern Verkehrs des Menschen mit Gott und auch ein wesentliches Mittel der Vertiefung desselben. Dieselbe Ansicht vertraten aber auch die Gottesfreunde. In dieser Beziehung reichen sie den sogenannten Mystikern der römischen Kirche, namentlich Eckart und Tauler die Hand. Wir bemerken „sogenannt“, denn beide entgingen nur mit

Mühe der Hinrichtung. Ihre Zugehörigkeit zu Rom war also nur eine äußere. Wie eng freilich ihre Beziehungen zu den Waldensern gewesen sind, ist noch nicht ausgemacht. **Eckart** war einer der gefeierten Gelehrten seiner Zeit. Er war ein Glied des Franziskanerordens und kam 1312 nach Straßburg, wo ihm in Scharen Schüler zuströmten. Bald aber war die Inquisition hinter ihm her und eine Bulle des Papstes vom Jahre 1327 verdammte ihn und seine Schriften als ketzerisch. Er baute seine ganze Theologie auf dem Grundsatz der innern Erfahrung auf und trägt in seinen Schriften wesentlich waldensische Erkenntnispunkte vor, — und das in deutscher Sprache, wenn auch im wissenschaftlichen Gewand. In genialer Weise handhabte er die deutsche Sprache. Seine Ansichten hat dann sein Schüler Tauler populär vorgetragen und seine Theologie damit zu einer reichen Erkenntnisquelle für das religiöse Leben jener Tage gemacht.

72.

Die Bekehrung Taulers wird in dem sogenannten „Meisterbuch“ erzählt, dessen waldensischer Ursprung vielen Fachkennern auf diesem Gebiet fest steht. **Tauler** war Dominikanermönch in Straßburg und durch seine volkstümlichen Predigten recht berühmt. Sogar bis in die stille Einsiedelei eines **Gottesfreundes im Oberland** drang die Kunde von seinem gesegneten Wirken, so daß sich dieser aufmachte, ihn zu hören. Er wohnte mehreren seiner Predigten bei und er erkannte die bedeutenden Gaben und die edle Gesinnung des Mannes. Er meinte, Gott könne wohl noch Großes durch ihn wirken. Somit näherte er sich ihm und beide wurden gute Freunde mit einander. In einer Unterredung machte aber der Gottesfreund Tauler darauf aufmerksam, daß sein Leben nicht mit seiner Lehre stimme und daß man nur dann wahre

Gemeinschaft mit Gott haben könne, wenn man ein Leben der Entsagung der Welt und der Liebe zu Gott lebe. Er erzählte ihm seine eigene Erfahrung, wie er in der äußern Kasteiung sein Heil gesucht und nicht gefunden habe, dagegen im stillen Umgang mit Gott und in der Übung wahrer Demut, Gelassenheit und Liebe zu innern Gnadenerfahrungen gekommen sei, so daß er jetzt auch von einem Wachstum seiner Erkenntnis rühmen könne. Er gab Tauler den Rat, für einige Zeit alles Predigen anstehen zu lassen, sich aber still der Betrachtung des Leidens Jesu hinzugeben und sich dabei zu prüfen, ob sein Leben mit Christi Leben stimme. Weiter solle er auf alles Irdische verzichten und nur Gott dienen wollen. Da werde in ihm ein neues Leben entstehen. Tauler folgte dieser Anweisung und predigte nicht während zwei Jahre, erfuhr aber innerlich tiefgehende Gnadenoffenbarungen Gottes, obwohl ihm äußerlich mancher Spott zu teil wurde. Als er aber nach dieser Zeit die Kanzel bestieg, da predigte er in deutscher Sprache merkwürdig ergreifend, nicht nach den Regeln der Kunst, sondern wie es ihm ums Herz war. Niemand, lehrte er, vermag die göttlichen Dinge zu begreifen, noch die Nähe des heiligen Geistes zu erlangen, welcher nicht jede Begierde zur Welt und jeden Zorn und Haß austilgt in seiner Seele. Nur der wird Gottes Freund, dem Gott einen erleuchteten Sinn schenkt und der dann in das Liebesleben Christi hinein wächst. Es fand das Meisterbuch in jener Zeit eine weite Verbreitung. Man nimmt an, es habe früher einen andern Titel gehabt, nämlich: „Von den neuen Felsen“, weil in ihm eine Stufenleiter von neuen Tugenden dargestellt wird. Es spiegelt dieses Werk den Erkenntnisschatz der Waldenser sehr getreulich wieder und es kann dasselbe daher nur aus ihren Kreisen stammen. Später ist es von römischen Autoren so zurecht gefeilt worden, daß es die

römische Theologie nicht zu scharf verurteilt und dann als Produkt der sogenannten Mystik bezeichnet worden. In ähnlicher Weise sind andere waldensische Schriften „expurgiert“ worden, so daß heute angeblich römische Sachen als verstümmelte Produkte waldensischer Litteratur erkannt werden.

73.

Der Katechismus der Waldenser ist eine der merkwürdigsten Schriften, welche aus ihrem Kreise hervorgegangen sind. Derselbe ist in romanischer, deutscher und böhmischer Sprache vorhanden. Neuere Forschungen ergeben, daß seine Heimat in der Provence zu suchen sei und daß er später in die andern Sprachen übersetzt wurde. Im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts hat er eine weite Verbreitung gefunden. Das uns vorliegende Werk ist wahrscheinlich erst im 15. Jahrhundert entstanden; aber seine eigentümlichen Züge zeigen, daß es auf alten Vorstellungen beruht und daß wir in seinem Lehrgehalt dasjenige Erkenntnissystem vor uns haben, welches die Waldenser in den Tagen ihrer reichsten und reifsten Entfaltung entwickelt haben. Der **Verfasser** ist jedenfalls ein Geistlicher gewesen. Diese hatten ja systematischen Religionsunterricht zu geben, und so muß sich ihnen das Bedürfnis eines Leitfadens früh aufgedrängt haben. Die Waldenser, und schon vor ihnen die Katharer, hielten sehr hoch von dem geistlichen Amt und erwarteten von ihm religiöse Belehrung und Leitung. Sehr nachdrücklich wird dieser Punkt im Katechismus betont.

Ein gründlich durchdachtes System wird in dem Leitfaden einfach und klar auseinander gelegt. Im **Eingang** heißt es, daß Gott den Menschen zur ewigen Seligkeit bestimmt habe und daß er uns gewisse Mittel verordnet hat, um dieses Ziel zu erreichen, nämlich die drei Haupttugenden **Glaube, Liebe** und **Hoffnung.** In dieser Auf-

einanderfolge liegt zugleich die Dreiteilung des Werks. Zu den genannten Tugenden kommt man durch **sieben Gaben** des heiligen Geistes, nämlich: Weisheit, Verstand, Rat, Mut, Erkenntnis, Frömmigkeit und Gottesfurcht. Das erste Hauptstück, das den Glauben behandelt, schließt mit dem Vaterunser. Das zweite handelt von der Liebe und behandelt im Zusammenhang damit die Lehre von der Kirche und den sogenannten Sakramenten. Der dritte Teil handelt sodann von dem persönlichen Heiligungsstreben des einzelnen im Blick auf die ewige Vollendung in jener Welt.

Inwieweit die uns bekannte Fassung des Buches eine Wiedergabe des ursprünglichen mündlichen Unterrichts dieser Art bei den Waldensern — ist, steht noch in Frage. Es ist eben nachgewiesen worden, daß sich die Waldenser in ihrer spätern Zeit, also im 15. Jahrhundert und später, römischen Ausdrücken anbequemten und ebenso, daß sie sich um diese Zeit mehr auf das apostolische Glaubensbekenntnis und die Beschlüsse der ersten Konzilien bezogen als früher. Der Katechismus hat manche Züge dieser spätern Zeit an sich, dagegen zeigt sein Lehrgehalt ganz die Frische und Einfachheit des ursprünglichen Bestandes der Gemeinden.

74.

Einzelne Aussagen zeigen uns die überraschend richtige Heilserkenntnis, welches durch den Gebrauch dieses Buches gepflegt wurde. So heißt es Fr. 1: **„Wer bist du?“** und darauf als Antwort: „Ein Geschöpf Gottes, vernünftig und unsterblich.“ Dann weiter: **„Wozu hat dich Gott erschaffen?“** Antwort: „Daß ich ihn erkenne, ihm diene und durch seine Gnade selig sei.“ Über den Glauben heißt es, daß er ohne Werke müßig sei. Dann kommt die Frage: **„Welches Glaubens bist du?“** und als Antwort: „Des wahren katholischen und apostolischen Glaubens, welcher

von dem Konzil der Apostel in 12 Artikel geteilt ist.“ (Das apostolische Symbolum.) Von **Christus** heißt es, er habe geboten, seinem Bruder nicht zu zürnen; durchaus nicht zu schwören; dem Übel nicht zu widerstreben; seine Feinde zu lieben. Die **Liebe** wird einerseits als eine Gabe des heiligen Geistes bezeichnet und andrerseits als die innige Verbindung des menschlichen Willens mit dem göttlichen. Von der **Kirche** heißt es: „Sie ist zweierlei Art,—eine nach ihrem Wesen, bestehend aus allen von Christo Erwählten, die nur ihm bekannt sind; — und eine andere — nach ihren Dienern. Die rechte Kirche erkennt man an ihren Dienern und an dem Volk, das sich ihrer Dienste bedient. Die rechten Diener erkennt man an ihrem wahren Glaubenssinn, der gesunden Lehre, einem musterhaften Leben, der Predigt des Evangeliums und der rechten Verwaltung der Sakramente. Die falsche Verwaltung der **Sakramente** besteht darin, daß die Priester den Sinn Christi nicht verstehen, indem sie sagen, die Gnade Gottes sei in den Sakramenten eingeschlossen u. s. w. Darum ist eine solche Kirche zu meiden. Zum Amtsdienst der wahren Kirche gehört zweierlei: Das evangelische Wort und das Sakrament, und es gibt nur zwei Sakramente.“ Auf die Frage nach der Beschaffenheit der **Hoffnung** lautet die Antwort: „Sie ist eine sichere Erwartung der Gnade und der zukünftigen Herrlichkeit. Von dieser Hoffnung weicht der ab, der einen toten Glauben hat, auf Reliquien und andere Mittel baut, welche der Wahrheit entgegenlaufen.“

Es ist der Waldenser Katechismus das erste Buch dieser Art in der vorreformatorischen Zeit. Mit diesem Werk muß die Geschichte der Katechetik beginnen. Es legt von der gesunden Ansicht der Waldenser über kirchliche Versorgung ein rühmliches Zeugnis ab. Ebenso bezeugt es ihr kirchliches Selbstgefühl. Sie betrachteten sich als den innern, bessern Kern der Kirche, mit der sie äußerlich wohl zusammen hängen, sich aber innerlich von ihr wesentlich unterscheiden.

75.

Der Kodex Teplensis. Weitaus das wichtigste Geistesprodukt der Waldenser ist eine Übersetzung des neuen Testaments in die deutsche Sprache, welche in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus ihren Kreisen hervorgegangen ist. Diese ist in neuerer Zeit unter obigem Titel dem gebildeten Publikum zugänglich gemacht worden. Sie bildet nach jeder Seite hin eine der wichtigsten Schriften des Mittelalters sowohl für den Litterarhistoriker und Germanisten als auch den Theologen. Den Titel hat dieses Werk von dem **Kloster Tepl** im nordwestlichen Böhmen, wo es aufgefunden wurde. Es zeigt, wie treulich die Waldenser die ihnen günstige Zeit ausgenützt haben und ein wie hohes Ansehen die Kenntnis der heiligen Schrift bei ihnen genossen hat. Als **Beweise für den waldensischen Ursprung** dieser Übersetzung gelten unter andern folgende Thatsachen: 1. Das Kloster Tepl liegt in einer Gegend, welche damals eine bevorzugte Heimat der Waldenser war. 2. Der Kodex enthält auch den angeblichen Brief Pauli an die Laodicäer, welcher bei den Waldensern für kanonisch galt. 3. Die dem Werk angefügten Beilagen enthalten ein Verzeichnis von Abschnitten des neuen Testaments für Sonn- und Festtage, — da fehlen aber alle römischen Heiligenfeste. 4. In den Beilagen finden sich ferner eine Sammlung von Aussprüchen der Kirchenväter, welche von der häuslichen Erbauung handeln und die stand ja bei den Waldensern in besonders hohem Ansehen. 5. Der Text ist nicht eine Übersetzung der Vulgata, sondern dem Übersetzer muß ein Original aus der vorhieronymischen Zeit vorgelegen haben. Genaue Forschungen haben nun ergeben, daß dieser Text mit spanischen Manuskripten aus dem 8. Jahrhundert sehr genau übereingestimmt haben muß. Diese Bibeltexte aber bieten die Übersichten dar, welche Priscillian im 4. Jahrhundert an-

gefertigt hat. Es erhebt sich hier die Frage: Wie ist ein waldensischer Gelehrter im 14. Jahrhundert dazu gekommen, einen von der Vulgata abweichenden Text zu übersetzen? Und darauf läßt sich, namentlich im Blick auf den Zusammenhang des Kodex Teplensis mit der Litteratur des Priscillian nur antworten, daß er demjenigen Text den Vorzug gegeben hat, welcher schon bei den frühern Gesinnungsgenossen der Waldenser im Gebrauch gewesen war. Interessant ist weiter der Umstand, daß im Kodex Teplensis die den Waldensern natürlich peinlichen Schimpfnamen wie „Ketzer“ und „ketzerisch“ oder „Sekten“ vermieden worden sind. Der Rand des Kodex ist mit den entsprechenden Verbesserungen (so jedenfalls im Sinne dessen, der sie angebracht hat) aus der Vulgata versehen worden. Dieses beweist, daß das Werk zuletzt von einem römischen Priester gebraucht worden ist. Als Anhang enthält das Werk ebenfalls noch das Glaubensbekenntnis der Waldenser in sieben Artikeln, das wir schon erwähnt haben.

76.

Die Bedeutung des Kodex Teplensis für die Waldenser und alle diejenigen, welche ihnen irgend nahe standen, liegt auf der Hand. Das Werk ist Tausenden von heilshungrigen Seelen weit über die Grenzen der Brüder hinaus zum bleibenden Segen geworden, zumal viele Auszüge davon, Stücke aus den Evangelien und Episteln, die sogenannten Plenarien, in Umlauf gesetzt wurden. Infolge dieser Übersetzung und ihrer anderen Schriften erweisen sich die Waldenser als hervorragende Träger des Geisteslebens des deutschen Volkes in dieser Zeit. Die Sprache der Übersetzung ist in genialer Weise den echten volksmäßigen Ausdrücken entnommen und somit war dieses Werk damals ein rechtes Volksbuch. Es ist nun nachgewiesen worden, daß alle deutschen Bibelausgaben vor der Reformation im

neuen Testament diese Übersetzung enthalten. Sämtliche Auflagen von 1466—1516, 18 an der Zahl, bieten diesen Text. Trotz aller Bibelverbote fand dieses Werk Eingang in Tausende von Häusern und hat somit in hervorragendster Weise die Reformation herbeiführen helfen. Ja, es ist eine erwiesene Thatsache, daß **Luther** für seine Übersetzung des neuen Testaments, welche er binnen 3 Monate vollendete, den Text des Kodex Teplensis in vielen Partien einfach ausgeschrieben hat, und daß er da, wo er anfänglich von ihr abwich, später in vielen Fällen wieder zu ihr zurückgekehrt ist, ein Umstand, welcher das ihm maßlos gespendete Lob als Schöpfer des Neuhochdeutschen erheblich vermindert. Überhaupt muß den Schriften, welche von den Waldensern stammen, und aus den von ihnen beeinflußten Kreisen hervorgegangen sind, ein hervorragender Anteil an der Entwicklung der deutschen Sprache zugeschrieben werden. **Sie haben unsere deutsche Prosa heranbilden helfen.** Die römischen Gelehrten schrieben lateinisch, die waldensischen deutsch, um eine religiöse Volksbildung zu begründen und zu pflegen. Die Sendschreiben ihrer Apostel sind in dieser Beziehung von großer Wichtigkeit. Die Namen derselben sind vergessen, da sie dieselben ihren Schriften nicht anfügten. So kennt man auch nicht den Verfasser des Kodex Teplensis. Als ein bedeutender waldensischer Schriftsteller wird ein gewisser **Waltherus von Köln** erwähnt, welcher 1318 verbrannt wurde. Auch das berühmte Büchlein von der deutschen Theologie soll von einem Gottesfreund aus Frankfurt verfaßt worden sein.

77.

Der sogenannte Gottesfreund aus dem Oberland ist einer der wenigen waldensischen Sendboten, deren Wirksamkeit so tiefgreifend in die Öffentlichkeit drang, daß wohl jede

Kirchengeschichte von ihm berichtet. Über seine äußern Lebensverhältnisse ist wenig bekannt. Sein eigentlicher Name war **Nikolaus v. Basel.** Er soll reich gewesen sein, sein Vermögen jedoch beim Eintritt in den Kreis der Apostel verschenkt haben. Er wurde nun vielen ein Führer zu Christo, indem er auf weiten Reisen den Samen des Heils ausstreute. Er war in Ungarn, Italien, besonders aber in den Rheinlanden thätig. In Straßburg wirkte er längere Zeit und sein Einfluß auf Tauler ist jedenfalls geschichtliche Thatsache. Er ist auch in Rom gewesen und hat mit dem Papst Benedikt XI. gesprochen, der ihn erst mißtrauisch, dann verwundert und endlich tiefbewegt anhörte und ihm dann Erlaubnis erteilte, in Basel ein Zufluchtshaus zu gründen. Nach vielen Jahren einflußreicher Thätigkeit zog er sich um 1360 in die Einsamkeit zurück und wirkte von hier aus durch seine Sendschreiben auf die Waldenser und weitere Kreise. Er wurde eine so bekannte Persönlichkeit, daß man ihn nur den Gottesfreund aus dem Oberland nannte. In seinen Sendschreiben kamen die Erkenntnispunkte der Waldenser zum reichen Ausdruck. Die **Nachfolge Christi** ist ihm die Hauptsache für einen Christen. Die Heilserkenntnis wird durch das geschriebene Wort Gottes und durch innere Offenbarungen vermittelt. Die Träger derselben sind heilige Männer. Somit verwirft er die römische Kirche als die Vermittlerin des Heils. **Er lehrte:** Der wahrhaft gute Mensch hat selbst einen Schlüssel zur göttlichen Gnade und Gott gibt sich allen zu erkennen, die nach ihm verlangen. Nimmt der Mensch die Gnade Gottes in sein Herz auf und läßt sie in sich wirken, so macht ihn dieselbe tüchtig, in Demut und Gelassenheit Christi Kreuz zu tragen und ihm auch im Tode ähnlich zu werden. Er verwarf das Klosterleben, hielt nichts von den großen Steinkirchen und warnte vor jeder Absonderlichkeit in der Kleidung. Er empfahl das Lesen deutscher Schriften und

am Abend stille Betrachtungen über Gott und sich selbst. In tiefer Stille hielt er mit sieben andern Aposteln 1379 eine Konferenz ab, wo sie sich über das Wohl der Gemeinden berieten. Im Jahr **1385** fiel er in die Hände der Inquisition und beschloß auf dem Scheiterhaufen seine segensreiche Laufbahn. Er ist eine Lichtgestalt der Kirche seiner Zeit, nicht nur seiner Richtung. „Ihm waren die Geister unterthan, wie irgend einem Papste. Er war der unsichtbare Papst einer unsichtbaren Kirche."

78.

Der Schwerpunkt der Waldenser in dieser Periode, also in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, lag in Deutschland. Im südlichen Frankreich wurden sie durch die Vertilgungskriege gegen die Katharer sehr mitgenommen; in Italien waren sie sehr behindert, und obschon auch in Deutschland einige Waldenserprozesse vorkamen, so erwies sich ihnen hier doch die antirömische Stellung des Kaisers Ludwig als sehr günstig. In der großen geistigen Bewegung, welche um diese Zeit das deutsche Volk aufregte, gab es eigentlich nur zwei Strömungen: diejenige, welche von der römischen Hierarchie, und diejenige, welche von den Waldensern getragen wurde. Die **Mittelpunkte der Waldenser** waren: Straßburg, Köln, Ulm, Augsburg, Regensburg u. a. Städte. Aus Straßburg z. B. heißt es v. J. 1317, das Ketzertum sei sowohl unter den Priestern wie unter den Laien, unter den Mönchen wie unter dem Volk so allgemein, daß es beinahe ganz Elsaß einnehme. In den Reihen der Gönner und Freunde der Waldenser finden sich die Namen hochstehender Personen, so — Konrad, Abt von Kaisersheim, die Nonnen von Unterlinden, die Schwestern von Engelthal, die Ritter von Rheinfelden, Pfaffenheim und Landsberg, der reiche Kaufmann Kulman Merswin in

Straßburg u. a. In der Schweiz waren Basel, Bern und Zürich Hauptorte der Brüder; in Österreich Wien u. a. Orte. Arme und Reiche fielen ihnen zu. In einer Chronik v. J. 1322 heißt es: „Um diese Zeit sind viel Ketzer gewesen. Ritter, Priester und treffliche Leut sind zu ihnen übergegangen.“ Man klagte darüber, daß ihre Apostel gerade in den Häusern der reichen Patrizier gastliche Aufnahme fänden. Aber es ist eine erwiesene Thatsache, daß ihnen diese und sogar viele römische Kleriker aufrichtige Verehrung entgegenbrachten. So nannte Tauler die Gottesfreunde „die Pfeiler des Christentums und die Beschützer der Kirche“,— welche Gottes Zorn über sie noch aufhielten. Es ist der Umstand also sehr beachtenswert, daß viele Vertreter waldensischer Ideen in der römischen Kirche gesucht werden müssen; daß in derselben viele von den Wahrheiten der gehaßten Ketzer zehrten und oft auch treulich übten, ohne aber äußerlich mit Rom zu brechen.

XI. Die dritte Periode der Waldenser vom Jahre 1350 bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts.

79.

Eine Reaktion schmerzlichster Art für die Waldenser kam in Deutschland um 1350 mit dem Nachfolger Kaisers Ludwig. Das war Karl IV., ein so getreuer Schleppträger des Papstes, daß er i. J. 1366 sogar ein Edikt erließ, wonach das Lesen aller deutschen Bücher, welche von der heiligen Schrift handelten, verboten sein sollte. Er beugte sich also ohne weiteres vor den Ansprüchen der Bulle "Una Sanctam" und damit war das äußere Schicksal der Waldenser entschieden. Die römische Kurie erhielt in Deutschland ein offenes Feld und der Papst sandte von Avignon einen besondern Legaten, um hier die „Pest" auszurotten. Derselbe betrieb sein Geschäft mit großem Eifer und so waren bald an allen Orten, wo Waldenser wohnten, die Gefängnisse überfüllt, die Folterwerkzeuge in Thätigkeit und brennende Scheiterhaufen tägliche Dinge. Im Jahre 1367 sandte der Papst zwei Inquisitoren nach Deutschland und nach einigen Jahren fünf weitere, ja im Jahre 1399 allein für das nördliche Deutschland ihrer sechs, um hier das Waldensertum zu vernichten. So heißt es denn, daß überall Männer und Frauen als Ketzer vom Leben zum Tode gebracht wurden; andere wurden dazu verurteilt, auf ihren Schultern angeheftete Kreuze zu tragen. Es heißt, daß in Pommern und in der Mark Brandenburg i. J. 1391 400 Personen waldensischer Häresie angeklagt wurden. Im J. 1397 wurden zu Steier an 100 verbrannt. Vom Jahr 1395 heißt es aus Mähren, ihrer 1000 seien zum katholischen Glauben zurückgebracht worden.

Wie viele dort getödtet worden sind, sagt der Bericht nicht. Der Hauptheerd der Richtung war Süddeutschland. Von hier wird berichtet, daß zu Mainz i. J. 1395 auf Befehl des Erzbischofs 36 Waldenser verbrannt wurden und i. J. 1396 an 280 ins Gefängnis kamen. Straßburg war einer ihrer Hauptsitze; hier hatten sie ihre Gönner sogar in der Stadtverwaltung. Im Jahre 1404 wurden hier plötzlich 32 Ketzer gefangen gesetzt, gefoltert und verbrannt. In Hagenau hatten sie eine eigene Schule, deshalb ging es dort scharf über sieher; ebenso in Regensburg, Nördlingen u. a. O. Wie das römische Heidentum die Christen aufgespürt und getötet hatte, so fühlte sich die römische Kirche berufen, das stille, aber so segensreiche Gemeindewesen der Waldenser zu vernichten.

80.

Die Akkomodationsfähigkeit der Waldenser war nun ein wesentlicher äußerer Umstand, der sie vor der gänzlichen Vernichtung bewahrte. Aber ihr **Kirchenbegriff** erlaubte es ihnen, äußerlich im Verband der römischen Kirche zu bleiben und doch ihr eigenes Gemeindewesen als eine Art von Bruderbund zu pflegen. Somit blieben sie äußerlich Glieder Roms und standen der römischen Kirche ähnlich gegenüber wie die ersten Christengemeinde dem jüdischen Volkstum. Daher konnten sie ihre eigenen Versammlungen in Zeiten der Not auf ein sehr geringes Maß beschränken und meistens die Familienandachten deren Stelle einnehmen lassen. Ja, sie sahen kein Unrecht darin, sogar die **heiligen Handlungen** für längere Zeit außer Übung zu setzen, wenn gerade diese sie verraten hätten. Sie glaubten, in einem solchen Fall auf einfach innerem Wege die verheißenen Gnadengaben erlangen zu können. Daß man in solcher Stellung nicht eine Verleugnung ihres Glaubens sehen darf, beweist ihre Bekenntnisfreudigkeit, wenn sie

gefangen gesetzt wurden. Sie suchten sich vielmehr alle irgendwie erlaubten Wege dienstbar zu machen, um ihr Christentum zu bewahren. In den sogenannten **Beghanden-** und **Beghinenhäuser** hatten sie sich gleich von Anfang an so eingebürgert, daß dieselben als ihre Asyle erschienen. Gerade wie eng diese Herbergen mit den Waldensern und Katharern in Verbindung stehen, ist noch nicht ausgemacht. Sie wurden jedoch bald als sehr gefährlich hingestellt und im Laufe des 14. Jahrhunderts so ziemlich überall aufgehoben. Interessant und auch wohl annehmbar ist die Ansicht des Historikers Keller, daß sich die Waldenser auch die **Handwerksgilden** und **Bauvereine** zu nutze machten. Die festen Korporationen der Maurer mit ihren vielen geschlossenen Versammlungen boten ihnen eine Art von Asyl. Die Gliederung derselben in Meister, Geselle und Lehrling entsprach zum Teil der Einrichtung ihrer Gemeinden und die weite Verzweigung dieses Vereinswesens bis nach England ermöglichte die Verbergung von Flüchtlingen. Sowie sich also um diese Zeit die Poesie in die Hütten der Handwerker flüchtete, so wußten die Waldenser im deutschen Bürgertum eine gewisse Heimat zu finden, wo sie unter dem Schleier bürgerlicher Verbindungen und stiller Familienandachten das Gut ihrer religiösen Erkenntnis in eine bessere Zeit hinüber zu retten suchten.

81.

Die weitgehende Verbreitung der Waldenser und ihr internationaler Zusammenhang liefert einen weiteren Punkt in der Erklärung ihres Bestandes trotz der allgemeinen Verfolgung, welche über sie erging. Aber sie hatten sich von ihren Hauptsitzen im südlichen Frankreich und nördlichen Italien in kurzer Zeit über das ganze westliche Europa ausgebreitet. Insonderheit waren die großen Städte, die Stätten der Bildung und des geistigen Stre-

bens, ihre Hauptsitze. Überall ging die Zahl ihrer Gesinnungsgenossen weit über die Grenzen ihrer eigentlichen Mitglieder hinaus. Und doch bildete dieselbe an manchen Orten einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung. So schätzte man z. B. in Savoyen ihre Zahl i. J. 1498 auf 50,000. Und in einer deutschen Chronik aus dieser Zeit heißt es: „Dieses niederträchtige Geschlecht wächst und mehrt sich täglich auf wundersame Weise.“ Besonders auch in Böhmen waren sie zahlreich vorhanden und bildeten hier im 15. Jahrhundert ein besonders starkes Element in den hussitischen Bewegungen. Namhafte Historiker bezeugen es, daß sich um diese Zeit die stillen Waldenser in weiter Verzweigung von Calabrien bis in die Niederlande und England vorgefunden haben.

Der internationale Zusammenhang der Gemeinden wurde durch **Synoden**, die **reisenden Apostel** und deren **Sendschreiben** gepflegt. Es scheint, daß die Waldenser in jedem Lande eigene Synoden abzuhalten versuchten. Aber die beständigen Verfolgungen haben es nie zu einem rechten Ausbau dieser Einrichtung kommen lassen. Neben solchen Lokalsynoden scheint man aber auch internationale Zusammenkünfte angestrebt zu haben, wie die Synode zu Bergamo i. J. 1218. Dann hatten die Apostel noch ihre speziellen Konferenzen. So gelang es der Inquisition i. J. 1392 eine große Gruppe von Waldenserapostelн gefangen zu nehmen, welche wahrscheinlich so eine Beratung oder “capitula” abhielten. Da waren Schwaben, Baiern, Oesterreicher u. s. w., ja, Sachsen und Polen waren vertreten. Die Apostel standen miteinander in Briefwechsel. So sind neulich z. B. Urkunden eines solchen zwischen österreichischen und lombardischen Aposteln aufgefunden worden. Denselben vermittelten oft reisende Kaufleute der Richtung. Manche derselben hatten ganz Westeuropa durchzogen. Es gab somit einen lebhaften Austausch der An=

sichten und Erfahrungen, die der einzelne besaß und machte. Das trug wesentlich dazu bei, in den einzelnen Kreisen dieselben Grundideen zu erhalten und bei allen das gemeinsame praktische Christentum zu pflegen. Das erhielt aber auch in Zeiten der Verfolgung bei jedem einzelnen das Bewußtsein lebendig, daß ihm ein großer Bruderkreis teilnehmend und betend zur Seite stand.

82.

Friedrich Reiser. Die besonderen Eigentümlichkeiten und Vorzüge einer Richtung finden ja erst ihren vollen Ausdruck in Persönlichkeiten. Das zeigt sich auch bei den Waldensern. Ihre Apostel und Bischöfe zeigen den hohen Grad des gesunden Christentums, der bei ihnen zur Ausprägung kam. Als ein besonders geistgesalbter Knecht Christi ist da der genannte Mann zu merken, welcher im 15. Jahrhundert lebte. Er entstammte einer angesehenen Waldenserfamilie, welche in Ulm und Nürnberg heimisch war und mit aristokratischen Geschlechtern in Beziehung stand. In **Nürnberg** weilte denn auch Friedrich Reiser längere Zeit in dem Hause eines gewissen Hans v. Plauen, wo die Waldenserapostel aller Länder einkehrten. Die von diesen geleiteten Familiengottesdienste warben sein junges Herz für den Herrn und dessen Dienst. Schon in seinem 18. Jahr weihte ihn der Bischof Marmeth als einen "Magister minor", also als einen Begleiter eines wandernden Apostels. Mit ihm kam Reiser zu den Glaubensgenossen in den andern oberdeutschen Städten bis nach Basel, überall die gedrückten Brüder stärkend und tröstend. Um 1430 finden wir ihn in **Prag**, sich hier auf der Universität weiter bildend. In Böhmen erhielt er auch die Bischofsweihe. Im J. 1431 wohnte er in Basel einigen Sitzungen des Konzils bei. Später machte er Nürnberg zu seiner Heimat, von wo aus er den Gemeinden diente. Eine Synode

zu Tabor in Böhmen scheint ihn um **1450 Straßburg** als Hauptsitz seiner Wirksamkeit angewiesen zu haben. Hier war er von dieser Zeit an unermüdlich thätig in der Unterweisung der Jugend, Beaufsichtigung der Gemeinden und der Heranbildung von Predigern. Aber schon i. J. 1458 packte ihn hier die Inquisition und ließ ihn nach entsetzlichen Folterqualen seinen Glauben mit dem Tode besiegeln. Reiser steht Modell für die Geistlichkeit der Waldenser. Geboren und erzogen als ein Sohn vornehmer Eltern, hätte er leicht ein Leben behaglichen Genusses führen können. Aber er fand einen höheren Lebensinhalt im Dienst an der kleinen Herde, der das Reich verheißen war. Er ist eine Lichtgestalt seiner Zeit und mit ihm ging seiner Gemeinschaft eine sehr bedeutende Kraft verloren. An ihm, seinem Leben und Wirken, tritt uns die weltüberwindende Glaubenskraft der Waldenser ergreifend vor Augen. Alle Historiker stimmen darin überein, daß das Waldensertum zu den leuchtendsten Erscheinungen in der Kirchengeschichte gehört. Die Waldenser haben sich diesen Ruhm wesentlich dadurch erworben, daß sie in ihrer Erziehungsarbeit jedes Kind immer wieder auf den Hauptpunkt des Christentums hinwiesen — auf die Nachfolge Christi. Dadurch sind so viele bei ihnen, wie Reiser, Persönlichkeiten geworden, in denen Christus thatsächlich eine Gestalt gewonnen hatte.

83.

Die auch im 15. Jahrhundert über die Waldenser ergehenden Verfolgungen vermochten ihren Bestand nicht aufzubrechen. Es hielten ihn ihre Einrichtungen und ihre leitenden Männer. Bischof Reiser hatte manche würdige Kollegen. Ein solcher war z. B. **Johann v. Schlieben.** Aus vornehmer Herkunft, denn er stammte aus einer sächsischen Edelmannsfamilie, trat er nach umfassendem Universitäts-

studium in den Orden der Apostel ein und wirkte nun in Sachsen und am Rhein mit reichem Gewinn für die Gemeinden. Es hatten sich hier irrtümliche Ideen eingeschlichen, denen er mutig entgegentrat, so z. B. gegen den Eid u. s. w. predigte. Im J. **1426** starb er den Flammentod zu Speier. Es liegt auf der Hand, von welch wesentlicher Bedeutung für den gesunden Fortbestand der Brüderschaften diese **Apostel** waren, mit ihren umfassenden Bildung, ihrer Frömmigkeit und ihrer Berufstreue. Durch sie wurde das religiöse Leben der Gemeinden auch unter schweren Verfolgungen aufrecht erhalten. Aufzeichnungen und Protokolle aus dem 15. Jahrhundert beweisen es, daß sich in Lehre und Leben der Gemeinden die alten Einrichtungen vorgefunden haben. Ihre Feinde bezeugen um diese Zeit von ihnen, daß sie vom Ablaß nichts wissen wollen, sich nicht um Wallfahrten kümmern, jeden Eid verbieten, die Todesstrafe nicht gut heißen; — nicht glauben, daß der Papst und die Priester reservierte Vollmachten hätten, — sondern lehren, daß ein Mensch, welcher tugendhaft lebe, selber durch seinen Glauben des Heils teilhaftig werde. Über die Apostel der Waldenser berichten sie aus dieser Zeit, daß diese täglich siebenmal beten, besonders das Vaterunser, daß sie nur im geheimen lehren, sich aller Schmähworte enthalten, sich einfacher Kleidung bedienen und daß sie allgemeines Vertrauen genießen. Ebenso heißt es von ihnen, daß sie die heilige Schrift in ihrer Muttersprache besitzen und sie beständig im Munde führen. Auch wissen sie, daß die Apostel bei ihrer Weihe zu dieser Würde ein Glaubensbekenntnis in sieben Artikeln ablegen mußten, und dann zu geloben hatten: Gehorsam gegen Gottes Gebote, Keuschheit, Treue gegen die Gemeinde, freiwillige Armut und rechte Brüderlichkeit. Die Weihe geschah durch Handauflegung. **Man sieht hieraus, wie ausgebildet die Regeln und Ordnungen**

der Gemeinden um diese Zeit noch waren und wie genau manches in denselben mit dem übereinstimmt, was wir bei den Katharern gefunden haben. Auch was sich aus den Prozeßakten ergibt, beweist nur, daß sich um 1450 und später noch, also nach einer 100jährigen Verfolgungszeit, der religiöse und kirchliche Standpunkt der Waldenser wesentlich so ausnimmt wie um 1300, ein Umstand, der unsere höchste Bewunderung erregen muß. Auch ihre Zahl war bedeutend. Um 1468 sagten die böhmischen Brüder: „Die Waldenser bilden ein großes Volk in vielen Ländern und sie besitzen Bischöfe und Prediger.“

XII. Die Waldenser zu Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts.

84.

Die reformatorischen Strömungen in der Kirche im 15. Jahrhundert brachten den Waldensern im ganzen wenig Gewinn. Ihre weithin ausgestreuten Ideen machten sich kräftig geltend und wurden sogar der Stützpunkt aller gesunden Neuerungen, — sie selbst aber wurden nach wie vor verfolgt. Trotz mancher Einsicht in die schreienden Schäden der Kirche blieb man eben doch im **Grundirrtum** stecken, daß die zu Recht bestehende Verbindung von Kirche und Staat und die als richtig angesehenen römischen Irrlehren der gottgewollten Entwicklung der Kirche günstig seien; — ebenso, daß irgend eine Trennung von der Massenkirche ein schweres Verbrechen sei. Deshalb galten auch den Trägern der kirchlichen Reform des 15. Jahrhunderts die stillen Bruderschaften der Waldenser als gefährliche Rotten. Kein Wunder ist es darum, daß es die mit so großem Pomp angestrebten Reformen auf den Konzilien zu Pisa, Konstanz und Basel nur zu einer wertlosen Flickarbeit brachten. Wie wenig Wahrheitssinn bei den „heiligen Vätern“ dieser Konzilien wohnte, das zeigt ihr Verhalten gegen **Johann Huß.** An eine eigentliche Prüfung seiner Lehren ging eben keiner, gern aber glaubte man allen Verleumdungen, welche ihn schlecht machen konnten; daß er sich z. B. für die vierte Person in der Gottheit ausgegeben habe 2c. Selbstverständlich ist es da, daß sich die „Brüder“ von solchen Würdenträgern der Kirche kein Heil versprachen und somit in tiefster Stille verharrten und sich nur bemühten, wenigstens die Hauptpunkte ihres religiösen Erkenntnisgutes in eine bessere

Zeit hinüber zu retten. Sie stellten fast an allen Orten die Übung der heiligen Handlungen ein und bequemten sich äußerlich den Linien der römischen Kirche an. Im geheimen jedoch pflegten sie ihr stilles Christentum weiter, ja sie bemühten sich ernstlich, sogar ihre Gemeinschaftseinrichtung aufrecht zu erhalten. **Da sie nun in den einzelnen Ländern verschieden behandelt wurden, so gestaltete sich die fernere Entwicklung der Waldenser durchaus nicht gleichmäßig** In Deutschland war ihre günstige Zeit schon um 1350 zu Ende gekommen. Seitdem lebten sie hier unter dem Druck, der im Laufe der Zeit doch sehr merklich an ihrem Bestande rüttelte. Ebenso erging es ihnen im südlichen Frankreich, in Italien und in der Schweiz. Günstiger gestalteten sich ihre Verhältnisse in den Niederlanden, indem sie sich da in neu entstehende und ihnen verwandte kirchliche Bewegungen hinein retten konnten. Am günstigsten erging es ihnen in Böhmen, indem sie hier zu einer Verjüngung ihrer Grundsätze und zu einer Neugestaltung ihrer kirchlichen Einrichtungen kamen.

85.

Zu den böhmischen Brüdern haben wir im ganzen eine Neugestaltung des hier seit Jahrhunderten vorhandenen Waldensertums vor uns. Dieselbe ist mehr durch die hussitische Bewegung veranlaßt worden als daß sie als deren Ausläufer betrachtet werden dürfte. Die Hussiten griffen ja zu den Waffen, weil sie durch die Hinrichtung ihres Lehrers empört waren und weil sie die vom Konstanzer Konzil abgegebene Erklärung, daß einem Ketzer nicht einmal ein feierlich gegebenes Wort gehalten werden brauche, als einen Bruch der heiligsten Rücksichten ansahen. Während der Zeit der Hussitenkriege wagten es nun auch die **böhmischen Waldenser** offener hervor zu treten. In Prag

z. B. bestanden mehrere Gemeinden. Viele der Waldenser schlossen sich den Taboriten an und trugen bei diesen nicht wenig dazu bei, daß sie so entschieden auf ein apostolisches Gemeindewesen drangen und sich mit den Basler Concessionen nicht begnügten. Durch ihre Besiegung durch die Kalixtiner gelangten die **Taboriten** zu der Einsicht, daß der Gebrauch des Schwertes in Glaubenssachen unbiblisch sei und so sahen sie von allen weiteren kriegerischen Versuchen ab, und schlossen sich zu stillen Gemeinden zusammen. Einer ihrer Hauptführer war ein gewisser **Peter von Chalcicky**, ein universitätlich gebildeter Laie, der sich in seinen Schriften als ein strenger Waldenser ausweist, Kriegsdienst und Eidesleistung verwirft und apostolisches Gemeindewesen fordert. Den so sich neu gestaltenden Gemeinden wurde zuerst bittere Verfolgung zuteil, dann aber erhielten sie ziemlich Freiheit der Bewegung. Sie nannten sich „Brüder Christi" und organisierten sich zu einer **Brüderunität** mit Synoden und vier Senioren, ohne jedoch eine äußere formelle Loslösung von der römischen Kirche zu vollziehen. Aber auf den Synoden zu **Reichenau** i. J. **1463** und **Lhata** i. J. **1467** beschlossen sie, auch äußerlich aus der römischen Kirche auszutreten und sich fortan als eine selbständige kirchliche Gemeinschaft zu bauen. Sie führten nun die Erwachsenentaufe auf Grund eines persönlichen Glaubensbekenntnisses ein, welche ja bei den Waldensern von jeher ein wesentliches Stück ihrer kirchlichen Eigentümlichkeit gewesen, aber auch in Böhmen infolge der Verfolgungen in der letzten Zeit unterblieben war. Auch sonst beruhte die Organisation der Gemeinden ganz auf waldensischen Grundsätzen. Die Unität berichtete ihre selbständige Einrichtung an den Erzbischof Rocykana und bemerkte dazu, — ihr Vorgehen sei lediglich eine Rückkehr zur wahren Kirche der ersten Christen, welche sich bei den Waldensern erhalten habe. **Durch die Waldenser**

fühlte sich die Unität mit der Urkirche verbunden. Sehr wichtig war den Brüdern der Umstand, daß ihre Lehrer richtig ordiniert werden sollten. Darum sandten sie drei derselben zu dem **Waldenserbischof Stephan** in Österreich, der sie weihte. Einer von diesen war ein Waldenser, einer ein römischer Priester gewesen. Ihre Gegner nannten sie „Pikarden“, ein Schimpfname, der bald ihren Gesinnungsgenossen auch in den andern Ländern gegeben wurde, zunächst wohl aus dem Grunde, — weil die Wanderprediger der Brüder die waldensischen Gemeinden im deutschen Reich fleißig besuchten.

86.

Das Gemeindewesen der böhmischen Brüder erlebte zuerst eine **Zeit hoher Blüte.** Gleich zu Anfang versuchten sie, sich mit den österreichischen Waldensern organisch zu verbinden. Sie tadelten an diesen, daß sie im Verband der römischen Kirche stecken blieben, während sie doch deren Lehren und Riten verurteilten. Ehe es aber dazu kam, erlitt Bischof Stephan den Märtyrertod, und die dort über die Brüder ergehenden Verfolgungen verhinderten die Ausführung des Planes. Somit gingen die böhmischen Brüder ihren Weg allein weiter und breiteten sich in Böhmen und Mähren nach allen Seiten hin aus. Namentlich unter dem Schutz des Adels konnten sie ihren Gemeinderahmen allseitig entwickeln. **Um 1500** zählten sie an 400 Gemeinden mit einer Gliederzahl von 200,000. Auf einer Synode zu Reichenau wurde die Leitung derselben wieder in die Hände von vier Senioren gelegt. Man legte großes Gewicht darauf, daß die Bischöfe durch die Vermittlung der Waldenser innerhalb der apostolischen Succession standen. Die böhmischen Brüder entwickelten ein vortreffliches **Schulwesen:** sie hatten eigene Druckereien, und ihre Bischöfe waren litterarisch sehr thätig. Der erwähnte Waldenser-Katechismus wurde von ihnen in einer neuen Bear-

beitung herausgegeben. Ebenso sind eine Reihe anderer und zwar wertvolle **Schriften** von ihnen angefertigt worden. Manche derselben wurden erst in neuerer Zeit wieder aufgefunden, ebenso ihre Korrespondenz mit ihren Gesinnungsgenossen in Italien und andern Ländern. Alles atmet einen der Wiederaufrichtung des Urchristentums zugewandten Geist. Beachtenswert ist ihre Betonung der Einfachheit in der Kleidung auch bei den Reichen und ihr Dringen auf gegenseitige Bruderliebe. Aber sie schauten auch nach Kindern Gottes außerhalb der eigenen Gemeinschaft aus und sandten zu Schluß des 15. Jahrhunderts Gesandte aus in die verschiedenen Länder, welche sich nach wahren Christen umsehen sollten. Um 1505 erging eine heftige Verfolgung über sie, welche sie wohl sehr schwächte, aber nicht aufbrach. In dieser Zeit wurden ihnen die Schriften und Lieder ihres **Bischofs Lukas** † 1528 zu einer reichen Quelle des Trostes. Nachdem Luther aufgetreten war, schickten sie Abgesandte an ihn, um zu sehen, ob sie in ihm einen Gesinnungsgenossen fänden. Luther stellte ihnen ein gutes Zeugnis aus, obschon er ihre Abendmahlslehre nicht für richtig hielt. Sie dagegen erkannten wohl, daß sie mit ihrer Gemeindeverfassung seiner Reformation schon ein gut Stück vorausgeeilt wären und blieben darum bei derselben stehen.— Aber im Jahre **1536** gaben sie infolge von Einwirkungen reformierter Ideen die Praxis der Erwachsenentaufe und den Cölibat ihrer Geistlichen auf und nahmen die Kindertaufe an. Damit ließen sie einen so wesentlichen Grundsatz des Gemeindechristentums fallen, daß sie von dieser Zeit an nicht mehr als Träger dieser Grundgestalt der Kirche betrachtet werden können.

87.

Die weitere Entwicklung der böhmischen Brüder ist von besonderem Interesse. Sie wurden mit der Einführung der

Kindertaufe ein Teil der Staatskirche, indem nun bei ihnen die Zugehörigkeit zur Kirche zunächst eine bürgerliche Lebenslinie bildete. Aber die andern ererbten Erkenntnispunkte waren ja noch vorhanden und wirkten sich auch aus, so daß die weitere Geschichte der böhmischen Brüder manchen Beweis davon liefert, daß die einzelnen Züge des apostolischen Christentums einen segensreichen Einfluß sogar auf das allgemeine Kulturleben ausüben.

In ihrer konfessionellen Stellung neigten sich die böhmischen Brüder bald mehr dem Calvinismus zu als der lutherischen Richtung. Sie blieben hervorragende Vertreter aller elementaren und höhern Bildung. Einer ihrer bedeutendsten Bischöfe war **Blahoslav † 1571.** Er und eine Anzahl geistig bedeutender Leute übersetzten die Bibel in die Landessprache. Ebenso schufen sie sprachliche und theologische Werke von großem Werte. Leider verloren sie den geschichtlichen Zusammenhang mit ihren Vorfahren, den Waldensern, so gänzlich aus den Augen, daß sie sogar ihre Herkunft von denselben zu leugnen suchten. Weiter noch ging ihnen das Bewußtsein ihrer kirchengeschichtlichen Stellung im 17. Jahrhundert verloren. Sie ließen sich in die böhmische Politik und die Kriegshändel hineinziehen und das trug viel dazu bei, daß sie im **30jährigen Kriege** fast gänzlich ausgerottet wurden, so daß sie nach dieser Katastrophe nur noch in kleinen Resten vorhanden waren, welche teils in andere Länder flüchteten, teils in den abgelegenen Bergwinkeln ihrer angestammten Heimat ihre alte Eigenart, auf welche sie sich aufs neue besannen, zu bewahren suchten. Aus diesen Resten ging **Amos Commenius** hervor, † **1668**, der ja seinen Namen als Pädagoge berühmt gemacht hat. Er war Bischof der „Brüder.“ Seine amtliche Würde ging durch Vermittlung seines Nachfolgers, **Jablonsky** in Berlin, 1727 auf **Zinzendorf** über, welcher die Reste der böhmisch-mährischen Brüder zu der so-

genannten „Brüdergemeinde" sammelte. In ihr hat also das reiche religiöse Leben der böhmischen Waldenser eine neue Verjüngung und Ausgestaltung gefunden.

88.

Die Waldenser in Italien gingen einen ähnlichen, wenn auch weniger einflußreichen Entwicklungsgang. Nach Jahrhunderte langer Bedrückung kamen für sie in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts etwas ruhigere Zeiten. **Um 1500** soll ihre Zahl an 50,000 betragen haben. Aber es ergingen noch zu Ende dieses Jahrhunderts entsetzliche Leiden über sie; ebenso erfuhren sie jedoch auch merkwürdige Hilfe von oben. Da sie die Notwehr in den äußersten Fällen für erlaubt hielten, so setzten sie sich in ihren engen Thälern zur Wehre und schlugen ihre Feinde zurück. Viele von ihnen flohen aber auch nach der Schweiz, Süddeutschland und den Niederlanden, überall den Samen ihrer evangelischen Erkenntnis ausstreuend. Wahrscheinlich rührt die in neuerer Zeit in den Bibliotheken Zürichs und anderer Städte aufgefundene romanische Waldenserlitteratur von ihnen her. Infolge der vielen Verfolgungen ging aber den italienischen Waldensern die Kenntnis der Geschichte ihrer Vergangenheit sehr verloren und ebenso wurde es ihnen immer weniger möglich, ihre alten Gemeindeeinrichtungen aufrecht zu erhalten. Dadurch sank ihr konfessionelles Bewußtsein so tief, daß sie sich nach **Genf** wandten, um sich von dort biblische Begründung ihrer kirchlichen Eigentümlichkeiten zu holen. Diese Gelegenheit benutzte **Farel**, sie für die nach seiner Auffassung geartete Gemeindeform zu gewinnen. Er reiste zu ihnen und auf einer gemeinsamen Konferenz auf den Höhen von Angrogua, am 12. September **1532**, vermochte er, sie zum Anschluß an die reformierte Kirche zu bewegen. Zwei ihrer Barben, die sich dazu nicht entschließen konnten, wanderten aus nach Böh=

men. Durch ihre Verbindung mit dem reformierten Protestantismus, welche ja auch die Kindertaufe aus der römischen Kirche mit hinübernahm, gaben nun auch die italienischen Waldenser so wesentliche Eigenheiten ihrer konfessionellen Sonderstellung auf, daß sie von da an nicht mehr als eigentliche Träger des Gemeindechristentums angesehen werden dürfen. Jetzt erst nahmen sie den Namen **Waldenser** an und brauchten ihn selbst als Bezeichnung ihrer Richtung. Sie bilden auch fernerhin eine sehr verehrungswürdige Erscheinung. Sie schufen sich eine neue Bibelübersetzung und brachten sonst für die Erhaltung ihres protestantischen Bekenntnisses große Opfer. Sie haben auch in den kommenden Zeiten entsetzliche Verfolgungen erlitten, und erst in unserm Jahrhundert ist ihnen in Italien Religionsfreiheit gewährt worden.

89.

Die Entwicklung der Waldenser im südlichen Frankreich verlief in ähnlicher Weise. Auch ihre Ruhepausen zwischen den Verfolgungsperioden waren viel zu kurz, als daß eine gründliche Erholung von den erlittenen Schäden möglich geworden wäre. Die Gerichtsprotokolle zeigen jedoch, daß ihre Gemeindeverfassung um 1500 noch bestanden hat und daß sie die Bezeichnung „Arme v. Lyon" oder "Fratres" (Brüder) damals noch für zutreffender gehalten haben als „Waldenser." Die Zahl ihrer Barben um diese Zeit wird auf 400 angegeben. Sogar in Paris hatten sie Gesinnungsgenossen, und der König erließ strenge Maßregeln gegen sie. Die Verfolgungen hatten sie also auch nicht ausgerottet, aber ihren Bestand im Laufe der Zeit doch sehr geschwächt, so daß auch ihnen das Bewußtsein ihrer kirchengeschichtlichen Stellung sehr verloren ging. Immer weniger war es ihnen möglich gewesen, passende Leute aus ihrer Mitte sich eine wissenschaftliche Bildung aneignen zu lassen, um sie dann

als Lehrer und Führer zu verwenden. Von ihrer früheren Litteratur hatten sie nur noch Reste. Eigene Druckereien hatten sie keine. So kamen sie dazu, daß sie sich, wie ihre italienischen Genossen, der französisch-reformierten Kirche anschlossen, als diese in Frankreich einige Duldung erhielt. Damit gaben auch sie ihre so viele Jahrhunderte gepflegte Sonderstellung auf, um fortan als sogenannte Hugenotten ihren schweren Leidensweg weiter zu gehen.

Damit verringert sich das örtliche Gebiet des Waldensertums. Die eigentlichen Stammgemeinden dieser Richtung, nämlich die romanischen und dann auch die böhmischen Waldenser, gehen in der protestantischen Kirche auf, und nur die Gemeinden in der Schweiz, Deutschland und den Niederlanden bleiben bei den alten Einrichtungen stehen, deren Ausgangspunkt die Erwachsenentaufe bildet. In Spanien vermochten die Verfolgungen die Anhänger des apostolischen Gemeindechristentums so gut wie gänzlich zu vertilgen, in Italien und Frankreich so zu schwächen, daß sie eine der wesentlichsten Eigentümlichkeiten desselben fallen ließen. Die böhmischen Waldenser verloren aus andern Gründen die biblische Richtigkeit der Taufe auf den Glauben aus den Augen. Es stellen diese Ereignisse die Thatsache fest, daß die Pflege der besondern Eigentümlichkeiten einer kirchlichen Richtung ohne ein gewisses Maß von Freiheit nicht gedeihen kann — und ebenso nicht ohne eine fortwährende Auffrischung der biblischen Begründung derselben.

90.

Günstiger gestaltete sich das Waldensertum in den Niederlanden. Die Entwicklung desselben vollzog sich hier ruhiger als in den andern Ländern. Es scheint hier mehr Kreise waldensischer Gesinnung gegeben zu haben als feste Gemeinden dieser Richtung. Die meisten derselben fanden sich unter den Webern, weshalb man ja die Waldenser hier

auch einfach Tisserands hieß. Inwieweit die hier im 11. Jahrhundert entstandenen Arbeiterherbergen, die **Begharden** und **Beghinenhäuser**, waldensischen Ursprungs waren, ist noch nicht aufgeklärt. Thatsache aber ist es, daß die Waldenser in ihnen längere Zeit, besonders im 12. Jahrhundert, passende Schlupfwinkel gefunden haben und zwar so allgemein, daß Begharde und Beghine ein eben so schlimmer Ketzername wurde wie Waldenser. Deshalb war auch die Inquisition hinter diesen Herbergen her und der Papst verfügte ihre Vernichtung. Im 13. Jahrhundert gingen sie ein. Damit ging hier den Waldensern ein sehr wichtiger Stützpunkt verloren. Im 14. Jahrhundert stiftete aber ein gebildeter Laie **Gerhard Groot** † 1384 einen Verein ähnlichen Charakters in den **„Brüdern des gemeinsamen Lebens“**, voll von reformatorischen Ideen, deren Keime größtenteils in dem von den Waldensern überlieferten Erkenntnisboden gesucht werden müssen. Das Vereinsleben dieser Brüderhäuser bot für das in der römischen Kirche fehlende Gemeindewesen einen gewissen Ersatz. Ihre Mitglieder lebten gemeinsam, nährten sich vom Handwerk und unterrichteten das Volk. Zu Deventer hatten sie eine hohe Schule, welche einen guten Ruf genoß. In derselben wurden ja **Thomas v. Kempis** † 1471 und **Erasmus** † 1536 herangebildet. Unter andern Männern evangelischer Richtung ragt hier besonders **Johann Wessel** hervor, welcher die Grundlage seiner Theologie in der Bibel fand und die Sündenvergebung allein der Gnade Gottes zuschrieb. Von ihm ist in dieser Gegend eine mächtige Vorbereitung für die Reformation ausgegangen. In der ersten Zeit des 16. Jahrhunderts gab es dann in den Niederlanden eine gewisse religiöse Freiheit, was flüchtige Waldenser hierher zog. Im Jahre 1512 schickten die böhmischen Brüder eine Gesandtschaft nach den Niederlanden, um mit Erasmus Beziehungen anzuknüpfen, ein Beweis, daß ihnen die hier

treibenden Grundsätze sympathisch waren. Ebenso finden sich Hinweise auf einen Verkehr zwischen den niederländischen Waldensern und denjenigen in der Schweiz um diese Zeit. Die Linien zwischen dem niederländischen Waldensertum nnd dem nach biblischer Erkenntnis ringenden Teil der allgemeinen Kirche verschwimmen dann ineinander, doch aber nicht so, daß die letztere Bewegung die Reste der waldensischen Gemeinden ganz aufsaugt.

91.

In der Schweiz und im südlichen Deutschland und ebenso in Oesterreich hatten die Waldensergemeinden, wie wir gesehen haben, ihre besondern Gemeindeeinrichtungen und ihren Erkenntnisschatz bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zu pflegen gewußt. Infolge der vielen Verfolgungen war freilich ihre Zahl sehr zusammen geschmolzen und an vielen Orten befanden sich nur wenige Familien oder kleine geheime Konventikel, wo früher ansehnliche Gemeinden vorhanden waren. Damit hing dann auch zusammen, daß nach und nach manche Stücke ihres kirchlichen Systems entweder nur sehr mühsam aufrecht erhalten werden konnten oder ganz eingingen. Immer dünner wurden z. B. die Reihen ihrer Apostel, so daß **um 1500** derselben nur wenige vorhanden waren. Von einem Kollegium der Apostel war keine Rede mehr. Ebenso ließ man die heiligen Handlungen ruhen und suchte nur noch in stillen Zusammenkünften den überkommenen Erkenntnisschatz zu pflegen. Das Volk hieß diese Versammlungen „Synagogen“ oder „Ketzerschulen“, und die Teilnehmer an denselben—Pikarden, böhmische Brüder, u. s. w. In den reformatorischen Bewegungen machten sie sich nicht äußerlich geltend, weil sie für die Ausgestaltung ihres Gemeindewesens eine günstigere Zeit abwarteten. Dann waren sie ja auch an manchen Orten nur noch in trümmerhaften Resten vorhan-

den, ja an einigen waren es nur noch die Nachkommen der Väter, welche mit diesen nur durch Traditionen zusammen hingen. Es gab nicht wenige, die waren keine römischen Katholiken, aber auch keine eigentlichen Waldenser mehr, sondern solche, die es werden wollten, sobald es mehr Freiheit gäbe. Die unter den deutschen Brüdern herumreisenden böhmischen Wanderprediger bedauerten es sehr, daß man hier im Rahmen der römischen Kirche hängen blieb. Es trat daher in den genannten Ländern infolge der Verfolgungen **manche Verkümmerung** in den alten Brüderschaften ein. Es war ihnen eben immer schwieriger geworden, ihre Schulen zu erhalten und gebildete Führer zu gewinnen. Damit ging ihnen aber der Zusammenhang mit der äußeren Kulturwelt verloren und sie fielen in Einseitigkeiten und Irrtümer. Viel trug dazu auch der Umstand bei, daß ihnen die Kenntnis ihrer eigenen Geschichte abhanden kam. Somit bürgerten sich in manchen ihrer Kreise Anschauungen ein, welche ihren kirchlichen Bestand zerstören mußten. Man meinte in einigen Kreisen, irgend welche Bildung für den geistlichen Stand sei nur schädlich; denn die gebildeten Geistlichen seien alle falsche Schriftgelehrte. Ebenso suchte man die besonderen Pflichten der Apostel auf alle Prediger und sogar auf alle Gemeindeglieder zu übertragen und meinte namentlich, aller Privatbesitz sei unrecht. Auch verdrehte man die Lehre von dem innern Wort dahin, daß man dieses dem äußern gleich setzte oder gar es über dasselbe stellte. Es waren daher manche der waldensischen Kreise, besonders in abgelegenen Gegenden, wie z. B. an der böhmischen Grenze, um 1500 einer Regeneration sehr bedürftig.

92.

Der Einfluß des deutschen Waldensertums auf die gesamte geistige Bewegung des deutschen Volkes, welche die

Reformation vorbereitete, war aber ein sehr bedeutender. Die stillen Brüdergemeinden und -kreise bildeten den Unterboden der Reformation, indem sie das Volksleben mit ihren, eine neue Zukunft in sich tragenden Ideen, befruchteten. Das geschah namentlich durch ihre Erbauungsschriften und ihre Bibelübersetzung. Zudem waren die „Brüder" über ganz Deutschland zerstreut. So heißt es v. J. 1475, daß die Begharden und Lollharden, und die Winkelprediger des Böhmerwaldes überall ihr Wesen treiben. Sogar so weit nördlich, wie die Mark Brandenburg, fanden sich viele Waldenser. Abgelegene Mühlen und Pachthöfe wurden ihre Sammelplätze. Daß man ihnen die schlimmsten Dinge nachredete, beweist ihren Einfluß. Ohne sie ist der fertige Zustand des deutschen Volkes für die Reformation gar nicht erklärbar. Ihre eigenen, und dann die von ihnen beeinflußten Kreise haben dieselbe anfänglich förmlich getragen. Dazu kommt der Umstand, daß die von ihnen direkt erzeugte oder wesentlich beeinflußte Litteratur auch auf die Bahnbrecher der Reformation eine tiefgehende Wirkung ausgeübt hat. So hatte sich **Johann von Wesel** 1479 in Mainz wegen seiner Ketzerei vor der Inquisition zu verantworten. Welcher Art die war, erklärt sein eigenes Geständnis, daß er mit den böhmischen Brüdern Umgang pflege. Besonders aber zeigt sich **Staupitz** von waldensischen Ideen durchsättigt. Er entstammte einer Familie, welche an der böhmischen Grenze seßhaft war und daher mit waldensischen Kreisen in Fühlung gestanden haben kann. In Nürnberg trat er 1512 zu den dortigen angesehenen waldensischen Familien, den Tucher u. a., in intime Beziehung. Seine hier herausgegebene Schrift von der Liebe zu Gott und der Nachfolge Christi atmet ganz den Geist der alten Gottesfreunde. Durch seine hier in demselben Sinn gehaltenen Predigten erwarb er sich den Namen eines zweiten Paulus. Er blieb im Verband Roms zum

großen Segen seines Ordens, der ihn andrerseits schützte. Daß er aber innerlich mit den römischen Lehranschauungen gebrochen hatte, zeigen seine Schriften zur vollen Evidenz.

93.

Sehr sympathisch und es herzlich willkommen heißend standen daher die Reste der alten Waldensergemeinden anfänglich dem Reformationswerk des 16. Jahrhunderts gegenüber. Es erwies sich dasselbe anfänglich als eine von ihren Ideen getragene Bewegung. Das zeigt die Beziehung des Dr. Staupitz zu Luther und dann die Stellung des letztern zu den waldensischen Anschauungen. Dr. Staupitz führte Luther nicht nur auf die Bahn seiner umfassenden Thätigkeit, sondern verwies ihn auch auf die Schätze unseres deutschen Volkes, welche in der sogenannten mystischen Litteratur zu finden sind. Daß diese aber von waldensischen Ideen durchsättigt ist, ist unbestreitbar. Und mit Behagen studierte Luther die Schriften eines Tauler, und namentlich jenes von einem Frankfurter Gottesfreund verfaßtes Büchlein, welches er unter dem Titel „Deutsche Theologia“ selbst herausgab. Durch das Studium dieser Schrift ist Luther in dem religiösen Vorstellungskreis der alten Brüdergemeinden förmlich heimisch geworden. Namentlich dadurch ist er zu der Erkenntnis davon gekommen, daß nicht die Kirche als ein Heilsvermittler zu verehren sei, sondern daß es für jeden Menschen einen unmittelbaren Zugang zu Gott giebt und daß ihm das Heilsgut nur aus Gnaden zu teil wird. Mit welcher Wärme Luther diese Wahrheiten in den Jahren 1516 bis 1521 vorgetragen und wie tiefgehend er dadurch den denkenden Teil des deutschen Volkes beeinflußt hat, davon haben selbst römische Schriftsteller (wie z. B. Döllinger) Zeugnis abgelegt. Der belebende Hauch einer geistigen und religiösen Verjüngung durchzog die deutschen Lande und alle vorhandenen Keime

einer neuen Zeit trieben kräftige Schößlinge. Was anders muß da erwartet werden, als daß auch die vielen stillen Waldenserkreise mit ihren, lange Zeit verborgen gehüteten Erkenntnispunkten, hervortreten und sie zur Geltung bringen werden! In seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" schlug ja Luther ihren Ton an. Seine Feinde nannten ihn auch ohne weiteres einen Böhmen, meinten, er sei dort geboren. Dr. Eck warf ihm vor, seine Lehren enthalten die Irrtümer der Armen von Lyon, und zu Worms sagte ihm der päpstliche Nuntius öffentlich: „Das meiste, was du vorbringst, sind längst verworfene Ketzereien der Begharden, Waldenser und anderer Häretiker." Luther hatte in der erwähnten Schrift der Vereinigung mit den Böhmen ein eigenes Kapitel gewidmet. Ganz im Sinne ihrer Grundsätze eiferte er gegen den Glaubenszwang und sagte: „Man soll die Ketzer mit Schriften überwinden, nicht mit Feuer, sonst wären die Henker die gelehrtesten Doktores." Die Beziehungen zwischen dieser Schrift Luthers und dem Büchlein von der deutschen Theologie sind so eng, daß nach Harnack das erstere Werk gar nicht entstanden wäre, wäre letzteres nicht vorhanden gewesen. Kein Wunder, daß die Reste der alten Waldensergemeinden Luther als ihren Gesinnungsgenossen ansahen.

94.

Trotzdem ist es nicht zu einer Vereinigung zwischen Luther und den Resten der alten Waldensergemeinden, oder auch den „evangelischen Gemeinden" gekommen. Viele der letzteren haben sich allerdings an Luther angeschlossen und sich mit dem begnügt, was ihnen seine Reformation bot. Viele aber waren derselben innerlich doch zu weit voraus, als daß sie sich bei ihm hätten heimisch fühlen können, weil er ihnen durchaus nicht gründlich genug mit den alten Schäden aufräumte. Somit blieben sie eine zeitlang zu-

wartend dastehen und machten sich sodann daran, ein eigenes Gemeindewesen aufzubauen, welches den lange nur still gepflegten, von den Vätern ererbten Traditionen und Anschauungen entsprechen sollte. Nach dem Vorgang der böhmischen Brüder führten sie die Erwachsenentaufe ein und unterschieden sich damit sowohl von der römischen Kirche als auch von den sich eben bildenden protestantischen Konfessionskirchen als eine eigene, selbständige Richtung. In diesem sogenannten **Täufertum** des 16. Jahrhunderts gelangte also das Gemeindechristentum zu einem neuen Stadium seiner Entwicklung. Aber seine Hoffnung, sich neben den andern protestantischen Strömungen unter dem Sonnenschein religiöser Freiheit halten und behaupten zu können, schlug fehl. Nicht nur Rom, sondern auch Luther und Zwingli wurden seine bittern Feinde. Luther entsagte nach 1521 seinen Sympathien mit den „Brüdern" und entwickelte einen kirchenpolitischen Standpunkt, auf welchem er nur Gewissenfreiheit für sich beanspruchte, sie an dernaber versagte, so daß er jeder andern Richtung in der Kirche das Recht der Existenz absprach. Und dieselbe Gesinnung entwickelte Zwingli. Der Protestantismus verband sich mit dem Katholicismus, um die lebhaft um sich greifende Täuferbewegung zu vernichten. Bis in seine Tiefen hat das Ringen beider Mächte das deutsche Volksleben aufgewühlt, bis das Gemeindechristentum der Macht Roms und der protestantischen Staatskirche erlag. Der Herr der Kirche ließ die Träger der nicht nur persönlichen, sondern auch kirchlichen Liebe und der kirchlichen Freiheit zunächst den Weg der Leiden weiter ziehen.

95.

Ueberblick. So sehen wir, wie sich seit der apostolischen Zeit neben der breiten Masse der herrschenden Kirche kleinere Gruppen und größere Gemeindebildungen hinge-

zogen haben, welche sich ernstlich bemühten, das einfache Gemeindeleben der Urkirche zu pflegen. Als Träger des Gemeindechristentums bilden sie eine besondere Grundgestalt der christlichen Kirche. Trotz mancher Verschiedenheiten läßt sich doch ein gewisses **System von einheitlichen Erkenntnispunkten** feststellen, welches ihre einzelnen Strömungen mit einander verbindet. Da ist ihre Betonung der dauernden Geltung der apostolischen Einrichtungen im Gemeindeleben, ihre Verehrung der Worte Christi, von dessen einfachen Satzungen sie nichts abschleifen wollen und darum weder zu schwören noch das Schwert zu ergreifen sich Erlaubnis geben können. Sie erfassen den Kernpunkt des Christentums in der Liebe; darum erlauben sie keine Gewaltthat in Glaubenssachen, und daraus ergibt sich die Forderung der Gewissensfreiheit. Sie verwerfen die Vermischung von Staat und Kirche. Sie verlangen die Taufe auf ein persönliches Glaubensbekenntnis. Sie suchen den Erweis des Christentums nicht in der Zustimmung zu wissenschaftlich entwickelten Dogmen, sondern in der Nachfolge Christi. Praktische Nächstenliebe ist ihnen wichtiger als äußerlich korrekte Kirchlichkeit. Sie machen Anspruch darauf, apostolische Christen zu sein und mit der Urkirche in direkter Weise zusammen zu hängen, ein Umstand, den ihre Feinde bejahten und verneinten, je nachdem es ihnen paßte. Von der herrschenden Kirche sind sie bald so behandelt worden, wie das römische Heidentum die Christen behandelte. Man hieß sie Sekten, die zu bekämpfen seien, und bewarf sie mit bösen Namen und Verleumdungen. Wie enge sie unter sich zusammen hängen, wird wohl nie ausgemacht werden können, indem ihre Feinde ihre Geschichte geschrieben haben. Ihr Mangel an Freiheit ist meistens schuld daran, daß sie zuzeiten in Sonderbarkeiten und Übertreibungen gewisser Stücke fielen. Daß sie im ganzen einen reineren Teil der Kirche

gebildet haben, als ihre Verfolger, kann nicht zweifelhaft sein. Irgend welche Kreise der allgemeinen Kirche oder einzelne aus derselben haben sich nur insofern aus ihren Irrtümern herausgerettet und sich lebensfähig gestaltet, als sie die einzelnen verlorenen Punkte apostolischen Christentums entweder selbst neu entdeckt oder sie sich von den verfolgten Richtungen haben zeigen und dann zur Geltung kommen lassen. Trotzdem die Feinde der außerkirchlichen Richtung derselben immer die schlimmsten Beweggründe ihrer Handlungen zugeschrieben haben, ist der Einfluß dieser sogenannten „Sekten“ doch ein tiefgehender gewesen, so tiefgehend, daß ihre Schriften im römischen Sinn zugestutzt und dann verbreitet wurden. Ein wie gesundes und reiches Kulturleben die Waldenser entwickelt haben würden, hätte man sie gewähren lassen, das zeigen ihre kurzen Ruheperioden. In ihrem gesamten Auftreten strecken sie den besten modernen Anschauungen die Hand entgegen. Sie betonten, daß sich die **Religion der Liebe** nicht in bloßen Theorien und Lehrsätzen, namentlich nicht in Verdammungen Andersdenkender erschöpfen soll, sondern in der Beförderung inneren und äußeren Glückes. Wo man sie daher als eine Erscheinung der Mystik hinstellt, da sagt man wohl richtig, sie vertreten die ethische Seite derselben; das blos Intellektuelle war ihnen nicht die Hauptsache. Daß sie so bitter verfolgt wurden, liegt im Gegensatz der Welt zum Reiche Jesu Christi begründet. Ist der Herr, als der reine und heilige Sohn Gottes, den Leidensweg gegangen, so darf es nicht befremden, wenn seine wahren Nachfolger dieselben Pfade zu ziehen haben.



Inhaltsverzeichnis.









